

Das Leben wartet auf dich.

Christopher Schacht

*Mit 50 Euro
um die Welt*

Wie ich mit wenig in der Tasche loszog
und als reicher Mensch zurückkam.

adeo

*Für meine Mutter, die in den vier Jahren fast
umgekommen ist vor Sorgen.
Mama, hör am besten hier schon auf zu lesen ;-)*

*„Es ist eine gefährliche Sache, Frodo, aus deiner Tür hinauszugehen.
Du betrittst die Straße, und wenn du nicht auf deine Füße aufpasst,
kann man nicht wissen, wohin sie dich tragen.“
J.R.R. Tolkien, *Der Herr der Ringe: Die Gefährten**

Noch kurz vorab	7
Es geht los	8
1. Etappe: Europa, Atlantik, Karibische Inseln <i>Geld verzockt, pleite(r), aber weiter, mehr Glück als Vernunft ... Leinen los – per Anhalter über den Atlantik.....</i>	13
2. Etappe: Südamerika <i>Dschungelleben unter Ureinwohnern, Drogen – Mörder – Sex, Goldrausch, Rettung in letzter Sekunde und der peinlichste Moment meines Lebens</i>	35
3. Etappe: Pazifik und pazifische Inseln <i>Endlose Weiten, stinkige Äquatortaufe, Schweine als Währung, kurioser Cargo-Kult, am Krater des Vulkans.....</i>	107
4. Etappe: Asien und Mittlerer Osten <i>Seenot im Stum, im buddhistischen Kloster, die beste Suppe der Welt, Golfschuh-Model und Versuchskaninchen, Kuss und Maschinengewehr</i>	161
Zurück nach Hause	277
Danke	284
55 Tipps für Backpacker mit kleinem Budget	288
Anhang.....	299



Noch kurz vorab...

Natürlich habe ich in über vier Jahren Weltreise viel, viel mehr erlebt, als zwischen diese beiden Buchdeckel passen würde. Aber dennoch möchte ich Einblicke in die spannendsten, traumhaftesten, witzigsten und skurrilsten Momente ermöglichen. Wer weiß, vielleicht macht das dem einen oder anderen ja Appetit auf mehr!

Als grober Überblick:

- ✓ 45 Länder
- ✓ 1512 Tage
- ✓ Über 100.000 Kilometer zu Wasser und zu Land
- ✓ 5 der 7 neuen Weltwunder
- ✓ 5 der 7 Weltmeere
- ✓ 4 neue Sprachen
- ✓ 4 Weisheitszähne weniger
- ✓ Aberwitzige Begegnungen
- ✓ Intensive neue Freundschaften
- ✓ Bilder zum Neidischwerden
- ✓ Ekliges Essen
- ✓ Lebensverändernde Erkenntnisse
- ✓ Jede Menge Abenteuer ...

Und jetzt – geht's los!

Es geht los

1. Juli 2013



„Klick ...“, noch einmal herum im Schloss, und „Klack“, das war's! Ich warf den Schlüssel durch den Briefschlitz neben der Tür, wandte mich um und versuchte mir diesen Moment einzuprägen. Die Sonne schien warm, der Wind wehte sacht und brachte den Geruch von Tannen und frisch gemähten Wiesen mit sich. Ein wirklich traumhafter erster Juli! Mit einem breiten Grinsen blinzelte ich in die Sonne – auf diesen Moment hatte ich die letzten anderthalb Jahre gewartet!

Hinter mir lagen ein stressiges Jahr voller Abi-Klausuren, weit über 200 Stunden Arbeit für einen Programmierwettbewerb, ein Nebenjob in Hamburg und ein bisher immer schon drei Wochen im Voraus völlig überfüllter Terminplaner, den ich nun abgehakt hatte. Vor mir lag ... Freiheit!

Ich schulterte meinen Rucksack, hüpfte die Treppenstufen hinunter auf den Gehweg und lief einen guten Kilometer von unserem winzigen Dorf zur Bushaltestelle an der Bundesstraße. Im Gehen winkte ich einigen älteren Nachbarn, die diesen herrlichen Montagvormittag zur Gartenarbeit nutzten, und ließ die vergangenen Tage noch einmal Revue passieren.

Am Wochenende hatten wir den 90. Geburtstag meines Großvaters gefeiert, bei dem ich mich von meinen Verwandten verabschiedet hatte. Ob für Monate oder Jahre – ich war froh, es nicht zu wissen. Meiner jüngeren Schwester und meiner Mutter waren die Tränen gekommen, während mein Vater und mein Zwillingbruder das Ganze etwas gelassener sahen. Und dann war meine Familie nach Dänemark in den Sommerurlaub gefahren. Seit 10 Jahren das erste Mal ohne mich.

„Du bist echt verrückt!“, hatte mir ein Freund kopfschüttelnd vorgehalten und hinzugefügt: „Ich habe keine Ahnung, wie du das mit so wenig Geld überhaupt machen willst!“

„Das“ bedeutete: Ich wollte versuchen, die Welt zu umrunden. Und zwar mit nur 50 Euro in der Tasche und ohne konkreten Plan. Beziehungsweise war der Plan, keinen Plan zu haben. Einfach losgehen und schauen, wo das Leben mich hintrieb. Dort, wo es mir gefiel, so lange bleiben, wie ich wollte, und weiterziehen, wenn mir danach war. Ohne Termine, ohne festgelegtes Ziel. Das totale Kontrastprogramm zu meinem bisherigen Leben. Freiheit eben!

„Wolltest du nicht eigentlich studieren? Und wo wirst du schlafen? Wer wäscht deine Wäsche?“ – manche Fragen bewiesen echt Humor. Als ob mein Leben von einer Waschmaschine abhängen würde ...

Natürlich hatte ich ein paar Vorkehrungen getroffen. Ich hatte mich informiert, was andere Backpacker so mitnehmen (dazu gibt es ja genug Blogs/Vlogs), mir ein vernünftiges Zelt besorgt, einige Impfungen vornehmen lassen und einen Reisepass beantragt. Und ich hatte angefangen, meine Eltern schonend an den Gedanken zu gewöhnen, was ich vorhatte ;-).

Vor allem aber hatte ich mich darauf vorbereitet, *nicht* vorbereitet zu sein – viele Probleme können unvorhersehbar und unerwartet auftauchen; meine Vorbereitung bestand daher vor allem darin, mir alle Möglichkeiten offen zu halten. Zum Beispiel macht ein Zelt unabhängiger von organisierten Schlafplätzen; eine Karte informiert über alternative Verkehrsrouten; die jeweilige Landessprache zumindest ansatzweise zu lernen und Übersetzer-Apps zu verwenden macht die Kommunikation leichter; Medikamente, Impfungen und richtige Ernährung können Krankheiten in Grenzen halten. Wenn man viel Zeit, gute Kontakte oder sehr niedrige Ansprüche im Hinblick auf Komfort hat, eröffnen sich oft ungeahnte Möglichkeiten. Und wenn es mal

Probleme gibt, findet man meist schneller eine Lösung, wenn man weiß, was man will, und eine positive Einstellung hat.



Der Bus schwenkte über auf den Haltestreifen und kam mit einem kurzen Quietschen zum Stehen. Die Insassen beäugten mich verwundert, als ich meinen prall gefüllten Rucksack hineinhievt.

Im nächst größeren Ort angekommen ging ich zu Fuß zu einer mäßig frequentierten Auffahrt der A1 in einem Gewerbegebiet, die ich mir über Google Maps ausgesucht hatte. Meinen rechten Arm seitlich ausgestreckt, den Daumen in die Höhe haltend und ein – wie ich fand – überzeugendes Lächeln im Gesicht, wartete ich nun auf ein Auto, das auf das Pappschild in meiner linken Hand reagieren würde. Mit schwarzem Edding geschrieben stand darauf: „A1 Richtung Bremen“. Darunter ein gemalter Smiley.

Die erste halbe Stunde verging und die Autos fuhren an mir vorbei, ohne dass mich deren Insassen beachteten. Ich wartete weiter. Immer noch nichts ...

Geduld!

Nichts ...

Mein Lächeln war mittlerweile etwas verkrampt, meine Arme wurden müde, und statt des Geruchs von Freiheit wehten mir Abgase ins

Gesicht. Die Sonne, die am Morgen noch so freundlich gewirkt hatte, brannnte in erbarmungsloser Mittagshitze auf mich herunter. Weit und breit kein Schatten. Eine leise Stimme in mir regte sich und kämpfte mehr und mehr um Beachtung: *„Die Zeiten des Trampens sind vorbei, das macht heutzutage keiner mehr! Dich nimmt niemand mit. Noch heute Abend kehrst du um, bevor es überhaupt richtig losgegangen ist!“*



„Warum probierst du es nicht etwas weiter unten beim Burger King?“ – die leise Stimme in meinem Kopf war von der realen eines Passanten unterbrochen worden.

„Ja ... äh, danke“, stammelte ich und musste dann über mich selbst lachen. Ich war zu einer Weltreise aufgebrochen, und alles, was es brauchte, um erste Zweifel in mir zu säen, waren anderthalb Stunden Warten an einer Autobahnauffahrt!

Mit dem Lachen verfliegen die negativen Gedanken, und frisch motiviert schulterte ich meinen Rucksack, um dem Rat des Fremden zu folgen.

Und tatsächlich, wenige Minuten später saß ich neben zwei Kindern im Grundschulalter auf der Rückbank eines dunkelblauen Opel Corsa. So rollten wir nun über den Asphalt, und hinter der Fensterscheibe verformte sich das grüne Gestrüpp zu verschwommenen Streifen.





1. Etappe: Europa, Atlantik, Karibische Inseln

Geld verzockt, pleite(r), aber weiter, mehr Glück als Vernunft ... Leinen los – per Anhalter über den Atlantik

1. Juli 2013 – März 2014

Bei Osnabrück sammelte mich ein schwedisches Paar ein. Auch wenn es für mich neu war, per Anhalter zu fahren, fühlte es sich nicht einmal seltsam an. Ganz im Gegenteil. Meist herrscht beim Trampen eine offene und herzliche Stimmung im Auto. Es nehmen einen schließlich nur Leute mit, die jemanden mitnehmen wollen. Aufgedrängt habe ich mich nie.

Und obwohl man die Menschen noch nie vorher getroffen hat und es wohl auch nicht mehr tun wird, liegt kein Gefühl der Fremdheit in den Gesprächen, wie man es vielleicht vermuten würde. Aus den anfänglichen Fragen wie: „Und woher kommst du?“ und: „Wo willst du hin?“ entwickeln sich oft – je nach Länge der Fahrt – sehr lustige, aber auch tiefgehende Gespräche.

Trampen war für mich eine Möglichkeit, Einblicke in das Leben anderer Menschen zu erhalten, die ich sonst aufgrund meines Alters, anderer Interessen oder meines doch beschränkten sozialen Umfelds wohl nie kennengelernt hätte. Und auf den Autobahnen trifft man wirklich alles: Ärzte, Bauarbeiter, Hausfrauen, Krokodilfarmbesitzer, ehemalige Gefängnisinsassen und sogar Mafiamitglieder. Fast, als schaltet man den Fernseher an und zappt wahllos durch alle Programme, lässt dabei eine Serie für 10 Minuten laufen und zappt dann wieder weiter. Ein kurzer Ausschnitt einer Geschichte, die man erfasst, aber man weiß nicht, was vorher war oder was hinterher passieren wird. Das Spannende daran ist: Man lernt ständig dazu. Über Berufe, Länder und Lebenseinstellungen.

Bei Einbruch der Dämmerung erreichten wir die Ausläufer Amsterdams. Mein erstes Ziel. Danach wollte ich über Paris nach Barcelona reisen.

„Heute Nacht muss gefeiert werden!“, beschlossen die beiden Schweden, mit denen ich mich angefreundet hatte, und ich. Unsere Sachen ließen wir in einem billigen Hotelzimmer, das sich die beiden genommen hatten, und gingen dann auf die Piste.

In den engen Straßen und an den Kanälen, die Amsterdams Zentrum ringförmig durchzogen, stießen wir auf eine große Menschengruppe. Auf die Frage, wo sie hinwollten, lud uns ein junger Mann im roten T-Shirt ein, uns ihnen anzuschließen. Auf seiner Brust stand in weißer Schrift: „*Pubcrawl–eine Nacht, an die du dich nicht erinnern, aber die du nie vergessen wirst!*“ Wenig später drängten wir uns zusammen in eine dreckige, rot beleuchtete Kneipen-Disco. „Ein Paradies!“, kommentierte der Schwede, der auf einem Flyer an der Tür „1 Euro Bier-Special“ gelesen hatte ...



Ich blinzelte. Sonnenstrahlen erfüllten das Auto. Mit der Hand strich ich mir über meinen immer noch leicht benebelten Kopf. Ob vom Schlaf, dem Gras oder den Getränken, war schwer zu sagen. Wahrscheinlich alles zusammen. Vor nur vier Stunden waren wir mit einem Taxi zum Hotel zurückgefahren und ich hatte im Auto der Schweden schlafen dürfen.

Mein Mund war trocken. Ich griff nach der Wasserflasche auf dem Armaturenbrett, nahm einige große Schlucke und öffnete die Tür. Der Wind wehte mir angenehm kühl entgegen. Während mein Blick über den Hotelparkplatz streifte, fuhr ich mit meinen Fingern in meine Hosentasche und holte das übrig gebliebene Geld, ein altes Kaugummi und einen kleinen, abgerissenen Zettel heraus. Diesen hatte mir einer der Typen mit den roten T-Shirts gegeben, als wir auf dem Bürgersteig vor der Bar gesessen und geplaudert hatten.

Ich steckte den Zettel wieder ein und fing an, mein Restgeld zu zählen. *NEEIIIIINN!* Von den einstigen 50 Euro hatte ich ganze 35 Euro in meiner allerersten Nacht auf den Kopf gehauen! „Herzlichen Glückwunsch!“, gratulierte ich mir selbst sarkastisch zu dieser Vollpleite.

Eins war klar: Ich brauchte dringend einen Job und einen Platz zum Schlafen. Die beste (und einzige) Option war momentan die Karte des jungen Mannes, der uns zum *Pubcrawl* eingeladen hatte. Den würde ich als Ersten aufsuchen ...

Ich spazierte durch den Vondelpark, dessen viele Grünflächen und entspannte Stimmung im Sommer vor allem Studenten und Künstler zum Müßiggang einladen. Auf einer Bank am Weg zupfte ein junger Mann mit langen blonden Haaren lässig die Seiten seiner Gitarre und sang dazu. Die Tasche des Instruments lag geöffnet vor ihm und lud zum Geldhineinwerfen ein. Hinter ihm passte eine dünne junge Frau auf ihre beiden großen Rucksäcke auf. Im Kontrast zu ihrem Freund hatte sie kurze Haare, und ihr linkes Nasenloch war gepierct.

„Wo kommt ihr her?“, sprach ich die beiden an.

Sie kamen aus Slowenien und reisten für einige Monate durch Europa, was sie mit Straßenmusik finanzierten. Wir plauderten etwas und waren uns auf Anhieb sympathisch. Ich fragte sie, ob sie eine Weile auf meine Sachen aufpassen könnten, solange ich mich auf Jobsuche machte. Mir schienen die beiden vertrauenswürdig zu sein. Sie willigten gern ein und sagten, sie wollten ohnehin noch bis spät abends an dieser günstigen Stelle bleiben.

Einige Stunden später kam ich beschwingten Schrittes zurück in den Park, da ich tatsächlich einen Job als Party-Tourguide ergattert hatte. Doch an der Stelle angekommen konnte ich nicht glauben, was ich sah. Oder vielmehr nicht sah. Es regnete. Vor mir stand die Parkbank im blass-gelben Schein der Straßenlampen. Genau hier hatte bei Sonnenuntergang noch mein Rucksack neben dem slowenischen Pärchen gelegen.

Und nun: *Nichts!*

Verzweifelt schaute ich mich um und suchte die Silhouetten der Büsche ab. Keine Menschenseele weit und breit.

„Nein, nein, NEIN!“ Mein Herz schlug schneller. Ich konnte es einfach nicht fassen! Nur die Regentropfen schienen mir verständnisvoll auf die Schultern zu klopfen. Was nun?! In dem Rucksack waren meine Dokumente gewesen. Mein restliches Geld. Meine Ausrüstung. Ich war gerade mal einen einzigen Tag von zu Hause weg, und schon hatte ich nicht nur mein komplettes Reisegeld auf den Kopf gehauen, sondern nun auch noch alles andere verloren! Warum war ich bloß so naiv gewesen, ihnen einfach zu vertrauen? Meine Menschenkenntnis war wohl doch nicht so gut, wie ich gehofft hatte ...

„CHRIS!“

Aus dem Schatten der Baumgruppe lösten sich zwei Gestalten. *Könnten das ... ?* Ich lief ihnen entgegen, und mir fiel ein riesiger Stein vom Herzen!

„Entschuldigung, wenn wir dich erschreckt haben. Aber es fing plötzlich an zu regnen, deshalb haben wir uns da drüben untergestellt“, erklärte mir der langhaarige Musiker.

Ich fiel ihm vor Erleichterung um den Hals, was er leicht überrascht erwiderte. Hatte mich mein Bauchgefühl also doch nicht getäuscht!



Den Juli verbrachte ich also als Party-Tour-Guide in Amsterdam. Dann wurde es Zeit, weiterzuziehen, und so machte ich mich an einem Montagmittag mit meinem Pappschild auf den Weg nach Paris. Die Fahrt dauerte länger, als ich geplant hatte. Aber was man manchmal so schnell als negativ abstempelt, nur weil es anders läuft, als man es sich vorstellt, entpuppt sich später oft als etwas Einmaliges.

So auch hier: Ich hatte dadurch das Privileg um 4:00 Uhr morgens in dem einzigen Auto weit und breit um den Arc de Triomphe des schlafenden Paris zu kreisen. Da der Moment so unglaublich war, drehte der Fahrer extra für mich ein paar Ehrenrunden.



Trotz der frühen Stunde hatte mir ein überaus gastfreundlicher Couchsurfer, den ich in Amsterdam schon kontaktiert hatte, noch die Türen zu seinem bescheidenen Apartment mit Blick auf den Eiffelturm und den Montmartre geöffnet. Die Mitglieder dieses Gastfreundschafts-Netzwerks nutzen die Website www.couchsurfing.com, um eine kostenlose Übernachtungsmöglichkeit auf Reisen zu finden oder selbst eine Unterkunft anzubieten. Es ist auch so gedacht, dass man nicht nur ein Sofa zur Verfügung stellt, sondern zum Beispiel den Reisenden auch seine Stadt zeigt. Das Netzwerk hat inzwischen über 10 Millionen Mitglieder. Grundsätzlich finde ich das eine tolle Sache,

aber rückblickend habe ich es über die gesamte Reise hinweg weniger als zehnmal genutzt. Es erwies sich als für meinen Reisetil einfach nicht spontan genug. Zudem muss man regelmäßig Zugriff aufs Internet haben, was mir ebensowenig möglich war. Wenn man etwas „kalkulierter“ reist, ist es aber unbedingt empfehlenswert!

Um in einer der teuersten Städte Europas nicht wieder völlig über meine Verhältnisse zu leben, erlegte ich mir eine Ausgabe-Obergrenze von 5 Euro pro Tag auf. Zwei für Essen und drei für andere Dinge. Das war hart, aber gerade so machbar. In anderen Ländern, in denen die Lebenshaltungskosten niedriger sind, musste ich später meist nur einen Euro am Tag aufwenden, oft auch weniger. In einer kompletten Woche in Paris gab ich insgesamt nur sage und schreibe 33 Euro aus und sah dennoch alle großen Attraktionen. Dann ging es weiter Richtung Spanien.



August 2013

Bei angenehmen 28 Grad lief ich schnellen Schrittes durch Barcelona, weil ich gehört hatte, dass irgendwo hier in der Gegend eine Stadtteilparty stattfinden sollte, und ich hoffte, dass sich dort eine Unterkunft für mich auftun könnte. Mit dem schweren Rucksack war das alles andere als ein Spaziergang.

„Dónde Saints? Fiesta?“, fragte ich mit meinen zu dieser Zeit noch äußerst rudimentären Spanischkenntnissen die einzige Person, die mir begegnete: eine kleine Frau mittleren Alters mit mediterranem Teint, schwarzen Haaren und einem sympathischen Gesicht. Sie lachte, sagte etwas auf Spanisch oder Katalanisch – jedenfalls verstand ich es nicht – und dann in einem Englisch, das nicht viel besser als mein Spanisch zu sein schien: „Follow me.“

Die Geduld und das Interesse, die sie mir entgegenbrachte, machten es uns irgendwie möglich, uns auszutauschen. Wie sich zeigte, kam sie aus Kolumbien – lebte aber schon seit vielen Jahren in Barcelona und unterrichtete Kinder im Vorschulalter. Ich „erzählte“ ihr bruchstückhaft von meiner Reise.

„Donde duermes?“, fragte sie und lehnte ihren Kopf an ihre zusammengelegten Hände, um ein Kissen zu simulieren. Ich deutete auf meine Isomatte am Rucksack und zuckte die Achseln. Sie lachte und zeigte mit ihrem Zeigefinger auf mich „Tu. Dormir“, nun zeigte sie auf sich selbst: „Mi casa.“ Das verstand ich und bedankte mich lachend und laut „Gracias! Gracias!“ rufend.

Die alleinerziehende Kolumbianerin hatte zwei Söhne in meinem Alter, die mir in den kommenden Tagen die Stadt zeigten – wenn ich nicht gerade Spanisch lernte. Die Erfahrung, mich nicht richtig verständigen zu können, hatte mich dazu angespornt, meine Sprachkenntnisse möglichst rasch zu verbessern. Die Kolumbianerin, die gerade zwei Wochen Urlaub hatte, schien großen Spaß daran zu haben, mit mir zu üben. Nebenbei polierten wir zusammen auch ihr Englisch etwas auf.

Obwohl es ihr scheinbar gut gefallen hätte, mich zu adoptieren, verabschiedete ich mich nach einer Woche wieder, um weiterzuziehen. Ich bin mit Pferden aufgewachsen und wollte mir einen Kindheitstraum erfüllen: auf einer Pferderanch in Spanien zu arbeiten. Auf so einem Hof im Osten von Murcia an der Costa Blanca hatte mein Vater vor Jahren mal einen Andalusierhengst gekauft. Und dieser Ort war nun mein nächster Anlaufpunkt.

Per Anhalter aus Barcelona herauszukommen war jedoch sehr schwierig. Das liegt an dem in Spanien verbreiteten Vorurteil, dass nur Bettler und Kriminelle so etwas machen. Deshalb wird man häufiger von Urlaubern mitgenommen als von Einheimischen.

Der Besitzer der Ranch erinnerte sich sowohl noch an den Hengst als auch an meinen Vater. Und schon war ich eingestellt.



Unter der Anhöhe, auf der El Refugio lag, befand sich das Naturschutzgebiet der blauen Salzlagunen von La Mata und Torre Vieja mit einer ausgedehnten Dünenlandschaft, und dahinter lag das Meer mit einem kilometerlangen

einsamen Strand. Weiter im Inland gelangte man bald zu trockenen Kiefernwäldern und Orangenplantagen.

Neben Pferde versorgen, Ausmistern, Gärtnern, Schweine schlachten und Reparaturarbeiten gehörten zu meinen Aufgaben auf der Ranch auch geführte Ausritte mit Touristen, die ich immer sehr genoss. Auch einige Spanien-Auswanderer, die in der Nähe lebten, kamen regelmäßig zum Reiten auf die Ranch. Einer von ihnen war ein ehemaliger Architekt aus Deutschland. Er war schon 83 und hatte ein eigenes Pferd auf der Ranch stehen.

„Dass deine Eltern dich in deinem Alter ganz allein so eine Reise machen lassen ...“, sagte der Deutsche, als ich ihm auf einem Ausritt von meinen Weltreisepänen erzählte. Er hielt seinen Fuchswallach etwas zurück, um mit mir auf gleicher Höhe zu bleiben. Sowohl der Mann als auch das Pferd waren noch äußerst fit für ihr Alter, wie man bei diesem Ausritt wieder mal merkte.

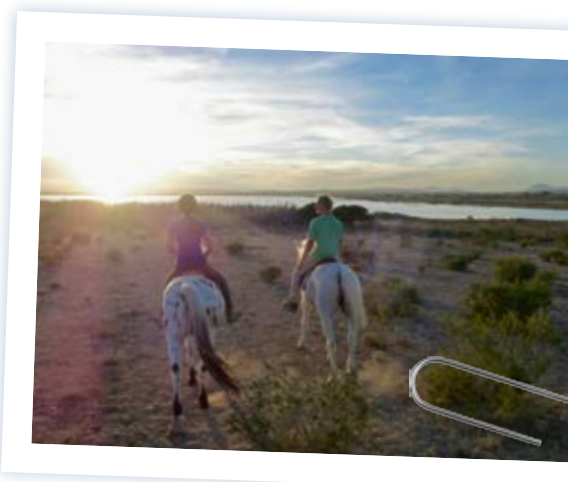
„Na ja, zuerst waren sie dagegen. Und sie haben vermutlich auch gehofft, das sei nur so eine fixe Idee von mir, die ich bald wieder vergesse“, lachte ich. „Aber als ich mich dann mit meiner Ausrüstung und den Impfungen immer intensiver vorzubereiten begann, da dämmerte ihnen langsam: *Der Junge meint es ernst.*“

„Und dann? Haben sie es dir auszureden versucht?“

„Sie haben sich mit mir hingesezt und mir ins Gewissen geredet: *Ist dir klar, dass du sterben könntest?* Aber darauf habe ich gesagt, dass mir das bewusst ist und dass ich es trotzdem machen werde. Weil ich lieber bei etwas sterbe, was ich liebe, als in fünfzehn Jahren in irgendeinem Büro zu sitzen und mir zu sagen: *Hätte ich doch ...*“

Er nickte. „Genau so ging es mir, deshalb bin ich hergekommen. Und was hast du jetzt vor?“

„Die ganze Welt erobern“, zwinkerte ich ihm zu.



Der Deutsche schüttelte den Kopf. „Nur Narren wollen die Welt erobern. Ein Weiser sich selbst.“

Ich musste grinsen. Meine scherzhaft gemeinte Anspielung hatte er anscheinend nicht verstanden. Aber an seinem Spruch war dennoch viel dran. Stumm wiederholte ich ihn noch einmal und merkte ihn mir.

„Und wie machst du das mit den Flügen?“, fragte er.

„Ich habe nicht vor, ein Flugzeug zu nutzen. Wenn man größere Strecken fliegt, verliert man doch völlig das Gefühl für die Entfernung. Man steigt an Punkt X in den Flieger und ein paar Stunden später an Punkt Y wieder aus und hat die eigentliche Reise gar nicht mitbekommen. Ich dachte eher daran, auf einer Segeljacht zu helfen und so über die Meere zu kommen.“

Er hob seine Augenbrauen. „Kannst du denn segeln?“

Ich gestand ihm, dass ich nahezu keine Ahnung hätte. Er grinste. „Na, da hast du Glück! Ich war mal Segellehrer. Daran sollte es also nicht scheitern.“

„Und was meinst du, wie meine Chancen stehen, mitgenommen zu werden?“

„Wenn du dich gut vorbereitest – nicht schlecht, würde ich meinen. Ein guter Skipper wertet die Einstellung ähnlich hoch wie die Erfahrung. Und in der Saison zur Atlantiküberquerung, die Ende November beginnen und bis Februar andauernd wird, gibt es immer einige Segler, die andere Hand-gegen-Koje mitnehmen. Also kostenlos, wenn man mit anpackt. An deiner Stelle würde ich es in Gibraltar versuchen. Von da aus starten viele über den großen Teich.“

Ich habe diesem Mann wirklich viel zu verdanken. Dass ich ihn genau jetzt getroffen hatte, wo die Saison vor der Tür stand, fühlte sich sehr nach einer Art Vorsehung an.

In den kommenden Tagen brachte er mir zunächst ein Segel-Schulbuch mit, dann ein Segelmesser und Seglerkleidung. „Was soll ein alter Mann wie ich denn noch mit all diesen Dingen? Ich freue mich, wenn sie dir von Nutzen sind!“ Das waren sie. Und zwar sehr entscheidend für die gesamte Reise.



Drei Tage vor meinem 20. Geburtstag, in der ersten Novemberwoche, verließ ich El Refugio wieder und machte mich auf den Weg nach Süden.

Durch die große Frontscheibe des Lieferwagens, der mich mitgenommen hatte, blickte ich schließlich auf einen gigantischen Felsen, der sich aus dem Blau des Horizontes schälte: Gibraltar! Das Tor zum Atlantik! Jedenfalls hoffte ich, dass sich dieses Tor für mich öffnen würde ...

Zur Mittagszeit schritt ich zu Fuß über die Grenze, wo ich zu meiner Überraschung auf den Start eines Flugzeugs warten musste. Gleich hinter der Grenze mit der spanischen Seite „La Línea“ hatten die Engländer einen Flugplatz errichtet, den man als Pendler jedes Mal passieren musste. Mit den auf dem Felsen lebenden Affen, der typisch britischen Architektur und einer interessanten Geschichte ist Gibraltar sicher ein tolles Ziel für einen Wochenendausflug.

„Häng deinen Zettel hier ans Brett zu den anderen. Falls du Platz findest“, sagte der Zuständige im Hafengebäude.

Ich drehte mich um – und musste erstmal schlucken: Das Brett quoll bereits über vor Zetteln von Leuten, die wie ich auf Bootssuche über den Atlantik waren. Nicht wenige der Bewerber hatten bereits Erfahrung und einige sogar schriftliche Qualifikationen. Niedergeschmettert verließ ich das Büro wieder. Bei dieser starken Konkurrenz standen meine Chancen, einen Platz zu ergattern, denkbar schlecht! Im Grunde sogar unmöglich, wenn ich noch dieses Jahr über den Atlantik wollte.

Als ich dann die Kais abließ und mit so vielen Leuten wie möglich Kontakte aufbaute, wurde ich wieder zuversichtlicher. Die Verfasser der Inserate im Hafengebäude schienen sich allein auf ihre Zettel zu verlassen. Ich aber konnte einen persönlichen Eindruck hinterlassen. Wenngleich ich mir diese Hoffnung mit zwei Polen, einer jungen Engländerin und einem Australier teilen musste.

Meinen Geburtstag verbrachte ich bei Sonnenschein, Möwenkreischen und etwas Whisky im Cockpit eines kleinen französischen Segelbootes, das im Hafen lag. Die Besatzung deckte mit Straßenmusik ihre Kosten und hatte vor, im Mittelmeerraum zu bleiben. Am Abend war ich mit einem Tschechen

zusammen „containern“ gewesen. Das heißt, man holt Weggeworfenes, aber noch Brauchbares wieder aus der Mülltonne. Der Tscheche lebte seit über vier Jahren ausschließlich von weggeworfenem Essen. Nicht ein einziges Mal hatte er damit gesundheitliche Probleme gehabt. In Paris hatte er mal in einer Mülltonne einen brandneuen Armani-Anzug gefunden. Und Freunde von ihm sammelten bei einem US-amerikanischen Militärstützpunkt sogar Laptops, Tablets und Smartphones aus dem Abfall. Die Geräte wurden nur wegen der nicht zur Steckdose passenden Stecker entsorgt – waren ansonsten aber frei von Defekten. Es ist unglaublich, was alles weggeworfen wird! Allein in Deutschland landen rund 20 Millionen Tonnen Nahrungsmittel pro Jahr im Müll. Das sind 250 kg pro Person!

An diesem Abend zelebrierten wir meinen Geburtstag mit einem ganz besonderen Fund unserer Schatzsuche: einer ehemals tiefgekühlten Pizza, die wir in einem Müllcontainer gefunden hatten und in der Mikrowelle aufwärmten. Bei unserer Rückkehr gratulierte ich übers Handy auch noch kurz meinem Zwillingbruder.

November 2013

Zu meinem Glück geschah drei Tage später dann eine Überraschung: Ein Italiener mit seiner thailändischen Frau hatte vor, mit seinem selbstgebauten, aber sehr schönen Kutter über den Atlantik zu segeln. Die zwei Freunde, die ihn begleiten wollten, tauchten allerdings nie auf. Was für ihn ein Problem war, wurde meine Rettung. Er war durch einige Gespräche in den Tagen zuvor auf mich aufmerksam geworden, und nach einem Probesegehn vor dem Hafen bot er kurzerhand an, mich auf die Kanarischen Inseln mitzunehmen. Und wenn alles gut lief, auch mit in die Karibik.

Ich wäre fast geplatzt vor Freude! Mein neuer Kapitän hatte wohl nie auf die Inserate am schwarzen Brett geschaut. Obwohl, vielleicht hatte er das sogar, aber er konnte kaum ein Wort Englisch. Und somit konnte er auch die unzähligen Angebote der erfahrenen Skipper nicht lesen.

Ich konnte mein Glück wieder einmal kaum fassen. Weniger als eine Woche später legte ich bereits (als Erster von den Bootssuchenden) zusammen

mit dem 58-jährigen Italiener und seiner Frau an Bord ihrer 13 Meter langen und vier Meter breiten Segeljacht ab. Sie wollten erst in die Karibik und vielleicht später sogar bis nach Thailand segeln. Die thailändische Ehefrau wurde allerdings leicht seekrank, was ein weiterer Grund für sie war, mindestens eine weitere Person aus Sicherheitsgründen zum Helfen mit an Bord haben zu wollen.

Es war schon später Nachmittag, als wir in die Straße von Gibraltar hinausfuhren. Ich war glücklich und aufgeregt – endlich hatte ich zur ersten richtig großen Etappe meiner Reise angesetzt. Inzwischen war ich seit 4 Monaten unterwegs, aber die Atlantik-Überquerung war gefühlt der bisher wichtigste Schritt „in die Welt hinaus“. Vor mir lag der unbeschreibliche Anblick von Freiheit.

Ein Gefühl, das man nicht in Worte fassen konnte. Im Westen war lediglich der Horizont zu sehen und die endlosen Weiten des tiefblauen Meeres. Zudem war dies der allererste Tag meines Lebens, den ich auf See verbrachte. Und gleich würde ich meinen ersten Sonnenuntergang an Bord erleben!

„Wenn die Sonne gerade im Begriff ist, hinter dem Wasser zu verschwinden, behalte sie genau im Auge!“, riet mir der Italiener mit einem geheimnisvollen Unterton und schaute mich vielsagend an. „Nur ein einziges Mal im Leben eines Seemannes geschieht es, dass er genau in diesem Moment dort einen grünen Lichtblitz sieht. Das ist ein ganz besonderer Moment, denn an diesem Ort versammeln sich die Seelen der Ertrunkenen.“

Ich war ganz ergriffen. *Ob ich so einen Moment in meinem kleinen Seemannsleben wohl jemals erleben werde?* Zusammen verfolgten wir den Niedergang der Sonne – und tatsächlich: Die allerletzten Strahlen färbten sich plötzlich grün.

„War das das Licht, von dem du gesprochen hast?“, fragte ich, aber ich bekam keine Antwort.

Meinem Kapitän war die Kinnlade heruntergefallen.





Trotz des guten Wetters warfen die Wellen die Jacht von einer auf die andere Seite. Regelmäßig überspülte Meerwasser das Deck und floss über meine Füße. Den Wind von achtern, machten wir nur mit der Genua (ein großes Vorsegel) zwischen sechs und sieben Knoten und alle waren glücklich, endlich unterwegs zu sein ... Gott sei Dank spürte ich nicht den Hauch von Seekrankheit. Aber das ging leider nicht jedem so: Die Ehefrau des Kapitäns lag mit geschlossenen Augen in der Mitte des Bootes auf dem Sofa, wo die Bewegungen am wenigsten stark zu spüren sind, und erbrach sich alle paar Minuten in einen Suppentopf.

Der Italiener trug fast ununterbrochen einen grauen Jogging-Anzug mit einer blauen Wollmütze. Man merkte deutlich, dass er lange Jahre eine Elektro-Mechanik-Firma geleitet hatte – ganz unitalienisch schätzte er deutsche Exaktheit und Pünktlichkeit und schimpfte immer auf die Schludrigkeit der Italiener. Außerdem hatte er als Chef natürlich immer Recht und konnte schnell sehr aufbrausend werden, obwohl er eigentlich ein lustiger und freundlicher Zeitgenosse war.

Seine rundliche Ehefrau hatte weit mehr Einfluss auf den Kapitän, als dieser zugegeben hätte. Sie lachte viel, sprach immer von sich in der dritten Person, und mit ihren lustigen Grammatikfehlern amüsierte sie mich jeden Tag aufs Neue. Oft wirkte sie fast kindlich. Dann wieder überraschte sie in wichtigen Momenten mit ausgeprägter Menschenkenntnis und einem Feingefühl, das man ihr gar nicht zugetraut hätte. Zu ihrem Leidwesen fiel sie, wenn sie nicht gerade an Seekrankheit litt, immer wieder Heißhunger-Attacken zum Opfer, was ihre Pausbäckchen erklärte. Ich war fast ein wenig neidisch, da ich aufgrund der Rationierung unserer Lebensmittel häufig hungrig war.

Zwar sprachen die beiden kein Englisch, aber Italienisch und Spanisch ähneln sich genug, dass wir uns grob verständigen konnten. Ich sprach also Spanisch und sie Italienisch, bis ich nach und nach ihr Italienisch adaptierte. Da ich mich mehr mit der thailändischen Ehefrau unterhielt, hatte es einen asiatischen Einschlag, was urkomisch geklungen haben muss. Im Nachhinein erklärte das wohl einige zunächst befremdete Blicke von den italienischen Seglern.

Nach fünf Tagen und Nächten erreichten wir die Kanarischen Inseln. Die Überfahrt war brutal gewesen. Wir hatten ohne Autopilot die gesamte Zeit über gegen den Wind und die Wellen ansteuern müssen. Das bedeutete theoretisch 12 Stunden für den Italiener und 12 für mich. Aber da er fürs Segeltrimmen, Navigieren und das Radio verantwortlich war – zudem älter und weniger fit –, verbrachte ich faktisch 15 Stunden täglich hinterm Steuer. Hinzu kam, dass der Wechsel alle zwei Stunden erfolgte. Kaum genug, um erholsamen Schlaf zu kriegen. Es gab bei all dem Schaukeln keine Orientierung, außer der winzigen roten LED des Kompasses. Die Wahrnehmung dessen, was Realität und was Traum war, verschwamm, und es erforderte viel Willenskraft, die brennenden Augen nicht von der kleinen, wegweisenden Nadel abschweifen zu lassen.

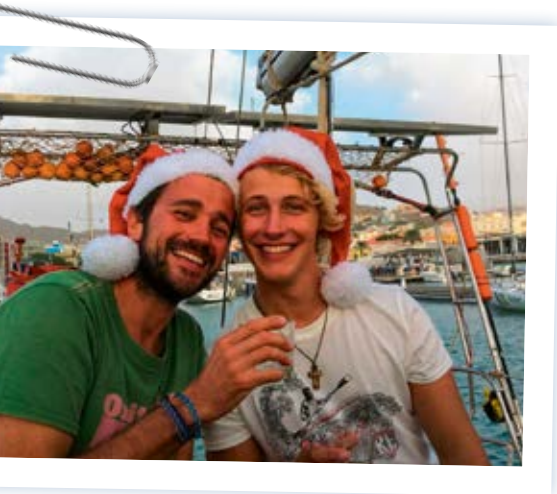
Dafür wurde ich aber auch reichlich entschädigt: Mehrmals erlebte ich nächtliches Meeresleuchten – im Wasser befinden sich Kleinstlebewesen, die bei bestimmten Bedingungen strahlende Lichtsignale aussenden. Im Dunkeln sah das aus wie ein vom Boot wegfliegender neonblauer Unterwasser-Funkenregen. Immer wieder begegneten uns auch Delfine, spielten übermütig in den Wellen und begleiteten uns oft neugierig ein ganzes Stück. Und die im Schein der Morgen- und Abenddämmerung magisch in Szene gesetzte See war jeden Tag ein Fest für die Augen.

Auf Gran Canaria machten wir zum letzten Mal halt, bevor wir derselben Route über den Atlantik folgen wollten, die Christoph Kolumbus 500 Jahre vor uns genommen hatte. Neben jeder Menge Proviant nahmen wir außerdem noch ein neues Crewmitglied an Bord, einen jungen Italiener. An Angeboten mangelte es auch hier nicht: Gut 50 junge Menschen suchten nach einem freien Platz auf einer Jacht, um den Atlantik zu überqueren. Ich war froh, meinen bereits gefunden zu haben.

Dezember 2013/ Januar 2014

Am 24. Dezember pausierten wir für einige Tage auf den Kapverdischen Inseln westlich des Senegals. Es war das erste Weihnachten, das ich fern der Heimat und ohne meine Familie verbringen würde. Schluck! Einerseits

vermisste ich alle sehr und hatte schon ein wenig daran zu knabbern. Andererseits war es so warm, dass ich das erste Mal in meinem Leben einen Heiligabend in Badehose verbrachte. *Jippieh!!!*, dachte ich, als ich vom Boot aus ins türkisblaue Wasser sprang und dabei an das verregnete Norddeutschland dachte, in dem meine Familienmitglieder jetzt vermutlich in Gummistiefeln und Daunenjacken fröstelnd von der Christvesper nach Hause gingen.



Der darauffolgende Teil der Überfahrt verlief – abgesehen vom Verlust unseres Notruders, einer gerissenen Leine und einigen zwischenmenschlichen Spannungen – ohne größere Komplikationen. Auf so engem Raum bleibt eben nichts verborgen, und noch viel weniger kann man sich aus dem Weg gehen. Auch veränderte sich unsere Wahrnehmung der Zeit. Der Tag schrumpfte von 24 Stunden auf drei – die Zeitspanne, bis der nächste Schichtwechsel erfolgte –, und gleichzeitig verloren Wochentage komplett ihren Sinn. War es Montag? Oder Mittwoch oder Donnerstag? Keine Ahnung.

Tausend Kilometer von jeglichem Festland entfernt über eine Tiefe von 6.000 Metern gleitend kam eines Nachts ein völlig erschöpfter Vogel ins Cockpit geflogen. Er ruhte sich etwa zwei Stunden aus, trank etwas von dem Wasser, das ich ihm gab, und schwang sich dann wieder in die Lüfte. Beinahe in der Mitte des Atlantiks hatte ich so eine Begegnung nicht erwartet. Fliegende Fische hingegen gab es zuhauf, und vor allem bei Nacht landeten immer mal wieder einige Exemplare auf dem Deck. Seltener sogar springende Kopffüßler.

Zweieinhalb Wochen vom letzten Landgang entfernt deutete sich im morgendlichen Blassblau des Horizonts – durch einige Schildkröten am Vortag bereits angekündigt – endlich der Umriss einer Insel an. Und kurz darauf setzten wir unsere Füße wieder auf festen Grund. Genauer gesagt auf das karibische Eiland Grenada.

Zweieinhalb Wochen vom letzten Landgang entfernt deutete sich im morgendlichen Blassblau des Horizonts – durch einige Schildkröten am Vortag bereits angekündigt – endlich der Umriss einer Insel an. Und kurz darauf setzten wir unsere Füße wieder auf festen Grund. Genauer gesagt auf das karibische Eiland Grenada.

Statt von langen Stränden, mit denen ich gerechnet hätte, war die Küste überwiegend von Felsen umgeben und erhob sich zu bewachsenen Bergen voller tropischer Vegetation. Die Bewohner von Grenada sind dunkelhäutig, sprechen Englisch mit karibischem Slang und begrüßen sich mit einem lustigen Ritual namens „Pong“: Zuerst werden die Fäuste aneinander geführt. Es folgt ein zweimaliges Schlagen auf die Brust kombiniert mit einer Parole wie „Respect“, „Jo“ oder „Love“. 60 Prozent der Bevölkerung scheinen regelmäßig zu kiffen, weitere 20 Prozent gelegentlich. Den grünen Muntermacher beziehen sie vorwiegend von der Insel St. Vincent und handeln ihn für umgerechnet gerade einmal einen Euro pro Gramm. Etwa zehnmal günstiger als in Amsterdam.

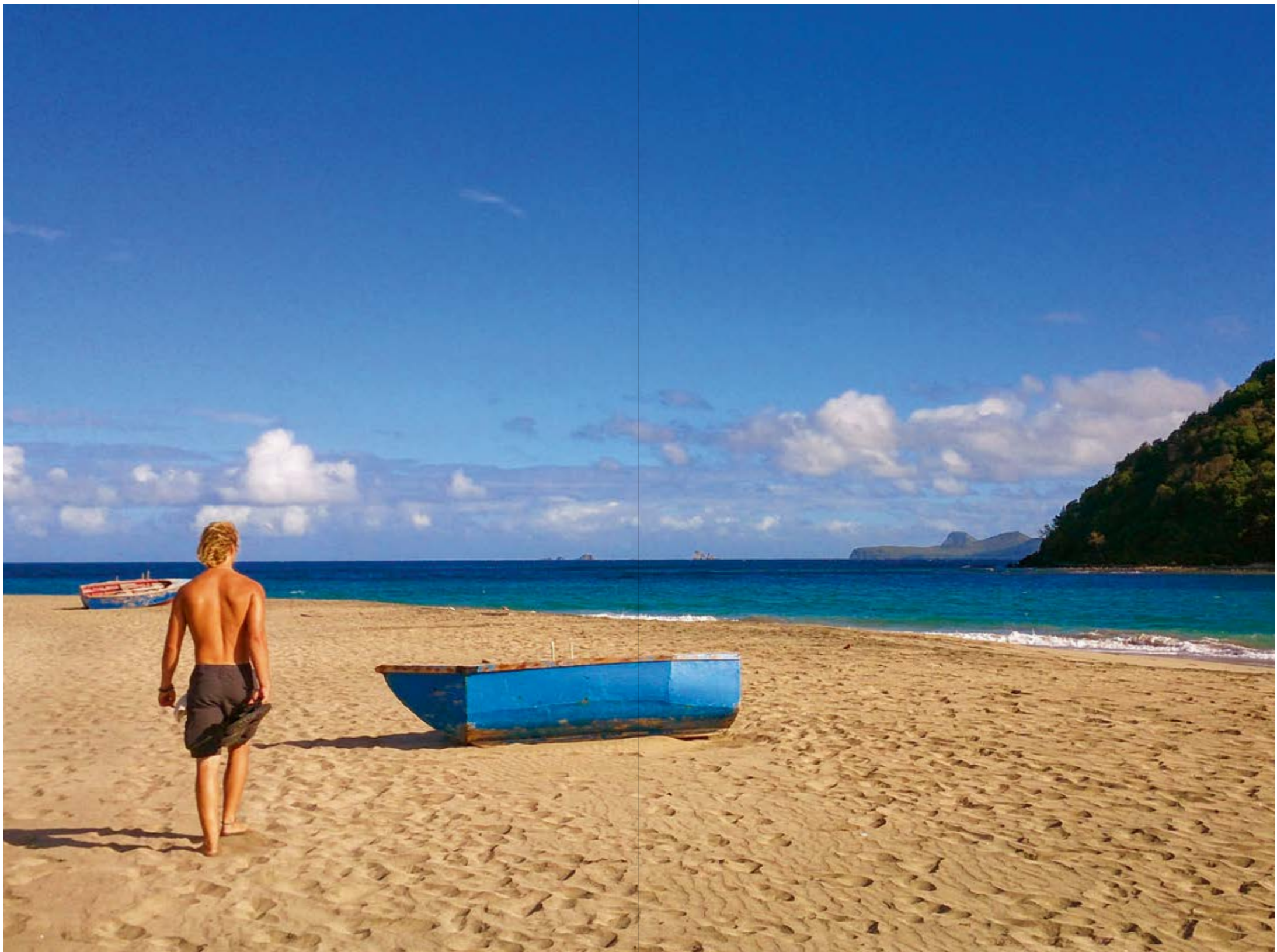
Meine Gastgeber wollten nach Martinique segeln, von dort nach Hause fliegen und das Boot für teures Geld zurücktransportieren lassen. Die Ehefrau war einfach zu seekrank, als dass sie auch noch den Pazifik geschafft hätte. Um den teuren Transport zu sparen, bot mir der Italiener 2.000 Euro, wenn ich mit ihm zurück nach Italien segeln würde. Doch ich lehnte ab. Geld lockte mich wenig – Südamerika hingee sehr.

In den anderthalb Monaten auf Grenada sittete ich unter anderem die vor Anker liegende Jacht eines Iren. Das heißt, er war für einen Monat weg, und ich lebte solange gratis auf dem Boot, hielt es in Schuss und passte darauf auf. Verantwortungsbewusst, wie ich teilweise noch war, beinhaltete dies unter anderem, Bob Marley-Musik bis zum Anschlag aufzudrehen und „Don't rob my boat“ zu singen.

„Alles Gras, das du im Boot findest, gehört dir“, hatte der Ire gesagt. Nun, ich fand so einiges ...

Ich übte mich im Speerfischen und verbrachte viel Zeit mit den Einwohnern der Insel, schaute mich aber auch immer mal wieder nach einem Boot in Richtung Südamerika um. Unter anderem wegen der vielen Piraterievorfälle im Norden Venezuelas und weil es noch nicht ganz Saison war, segelten von Grenada aus nur wenige in diese Richtung.

Aber schließlich traf ich auf eine Familie aus der Schweiz mit zwei Kindern, die nach einer Hilfe suchte. Zusammen fuhren wir zunächst zu der wunderschönen einsamen Insel Blanquilla, die uns mit bunten Riffen, klarem Wasser, blendend weißen Stränden und Unmengen von Pelikanen begrüßte.



Waren die ersten Tage noch paradiesisch, schienen die beiden Schweizer bald irgendwie unzufrieden mit mir zu sein. Da ich die negativen Schwingungen wahrnahm, legte ich mich noch mehr ins Zeug. Aber je mehr ich tat, desto unzufriedener schienen sie.

Auf Los Roques angekommen sprachen sie dann endlich Klartext: Auf der einen Seite konnten sie sich nicht wie im Urlaub fühlen, wenn ich ständig arbeitete. Auf der anderen Seite aber würde ich noch lange nicht genug arbeiten für das, was ich von ihnen bekam, nämlich eine Fahrt durchs Paradies. Den Sachwert für die Arbeiten, die ich bisher an der Holzverkleidung des Bootes gemacht hatte, empfanden sie als ebenso gering wie meine Hilfe beim Segeln, das ständige Babysitten und die Haushaltsarbeiten, die ich übernahm. Ich hielt mich an jede unserer Abmachungen und arbeitete sogar darüber hinaus. Dabei konnte ich sie in unseren 10 gemeinsamen Tagen nicht mehr als 100 Euro gekostet haben.

Trotz all meiner Vermittlungsversuche gab es für dieses Problem keine Lösung, sodass sich schließlich unsere Wege wieder trennten. Eine Aussage des Paares beschäftigte mich sehr: „Mit deiner Art zu Reisen kannst du nur Probleme hervorrufen. Ohne Geld musst du doch immer mehr bekommen, als du geben kannst“, kritisierten sie mich.

Der Frage musste ich mich schon stellen: War ich ein Schmarotzer? Lebte und reiste ich auf Kosten anderer?

Das wollte ich auf gar keinen Fall! Nicht zuletzt deshalb habe ich auf meiner Reise keine Arbeit gescheut und oft umsonst oder für sehr wenig Geld eine Gegenleistung erbracht – und ebenso wenig jemals um etwas gebettelt. Genau genommen waren die einzigen beiden Dinge, nach denen ich ohne Gegenleistung fragte, Mitfahrgelegenheiten und Wasser.

Ich empfang dennoch ständig Dinge von Leuten, die mir auf dem Weg begegneten. Oft lehnte ich solche Angebote erst einmal ab, bis mich die Leute höflich drängten. Aber obwohl die Geber mir freiwillig halfen und dabei glücklich wirkten, haben sie nicht dennoch meine Kosten getragen? Beispielsweise die kolumbianische Familie in Barcelona? Habe ich da nicht viel mehr bekommen, als ich geben konnte?

Rein materiell betrachtet würde das wohl stimmen. Aber es geht ja bei solchen Dingen nicht um ein korrektes Preis-Leistungsverhältnis wie bei einem Handel. Ich bin mir sicher, dass die Leute, die mir unterwegs halfen, nicht das Gefühl hatten, dabei zu verlieren. Gerade Menschen, die vielleicht nur selten aus ihrem Heimatdorf wegkamen und nicht viel erlebten, empfanden die Begegnung mit mir als große Bereicherung. Der kulturelle Austausch, die Freude, die es macht, einen Gast zu bewirten, die Geschichten, die ich zu erzählen hatte, und nicht zuletzt die gewonnene Freundschaft waren es ihnen einfach wert.

Gerade in den sehr armen Ländern habe ich auch umgekehrt so oft wie möglich Leuten etwas zu essen spendiert oder Kleidung verschenkt, die ich entbehren konnte. Hier und da konnte ich mich auch bei manchen direkt revanchieren – beispielsweise durfte ich der Tochter einer meiner Gastfamilien aus Peru dabei helfen, ihr Medizinstudium in Deutschland aufzunehmen.

Viele Leute, denen ich auf der Reise begegnet bin, sind wirklich gute Freunde geworden, mit denen ich auch heute noch in Kontakt stehe, und einige von ihnen kommen sogar zu meiner Hochzeit – für mich die unbezahlbarste Form von Gewinn!

Die Sonne stand hoch am Himmel. Am Strand lagen bunte Holzboote und ein Fischer flickte neben einem Radio sitzend sein Netz. Wirklich, es war paradiesisch! *Perle der Karibik* lautet der treffende Beiname der Inselgruppe Las Roques. Ich atmete tief ein, grub meine Füße in den heißen Sand und seufzte. In meinem Inneren kämpfte ich noch immer mit den unschönen Erinnerungen der letzten Tage und versuchte mich mit den positiven Umständen aufzumuntern.

„Busco una barca a Venezuela“, vermengte ich mein Italienisch und Spanisch zu einer Frage. Nachdem ich nun so lange nur Italienisch gesprochen hatte, schien all mein Spanisch davon überschrieben worden zu sein.

„La Posada“, sagte der Fischer und deutete über seine Schulter. Ich bedankte mich und folgte der angezeigten Richtung. Sie führte mich an einen

breiten, weichen Sandweg, der hier als Straße galt. Autos gab es praktisch keine, denn dafür war die Insel zu klein. Auf dem Schild eines einladend wirkenden Hauses las ich *Posada* und darunter ein weiteres, silbernes Täfelchen mit der Aufschrift *Tripadvisor Winner 2013*. Posada bedeutete also anscheinend *Gasthaus*.

„Hola?“, rief ich durch die offene Tür, und sogleich erschien eine freundlich aussehende Frau in den 50-ern. Ich fragte nach dem Kapitän, woraufhin sie lachte.



„Hier ist kein Kapitän. Aber wann immer jemand Hilfe braucht, schicken die Leute ihn zu mir. Bist du Deutscher oder Italiener?“

Sie ist gut! Ich erzählte ihr von meiner Reise, und keine Viertelstunde später hatte mir die Gastwirtin bereits einen Gratis-Platz auf einem Frachter organisiert, mir ein Zimmer zugewiesen und für mich etwas zu essen zubereiten lassen. Der Kontrast hätte

kaum enormer sein können: Eine halbe Stunde zuvor hatte ich mich noch von der Schweizer Familie total abgewiesen gefühlt, und nun wurde ich so liebevoll umsorgt.

In einem Kochbuch, in dem neben Gerichten aus allen Ecken Venezuelas auch Fotos von Land und Leuten abgebildet waren, entdeckte ich ein Bild, das mich elektrisierte: „Da würde ich gerne hin!“ Das Foto zeigte ein auf Stelzen im Wasser gebautes Holzhaus ohne Wände und einige kleine Leute mit schwarzen, glatten Haaren.

„Das sind die Warao, ein Naturvolk“, erklärte meine Wirtin. „Sie leben im Osten Venezuelas im gigantischen Flussdelta des Orinoco. Nach dem Amazonas der zweitgrößte Fluss Südamerikas.“ Das lag also mitten im Urwald, weit entfernt von jeglicher Zivilisation und Infrastruktur.

Eine Weile bei einem wirklichen Ureinwohnerstamm im Dschungel zu leben reizte mich ungemein. In Europa sind wir ja die „Ureinwohner“ – aber von Ursprünglichkeit und Naturverbundenheit ist bei uns im Allgemeinen

nicht mehr viel zu spüren. Ich war daher sehr neugierig darauf, eine Lebensweise kennenzulernen, die noch auf alle Errungenschaften der Industrialisierung verzichten kann. Außerdem wirkte die Aussicht darauf, die Flora und Fauna des echten Amazonas-Regenwalds hautnah zu erleben, für einen Entdecker-Geist, der sonst nur die norddeutschen Wälder kennt, wie ein Magnet! Bei den Warao kam für mich einfach alles zusammen: Das Abenteuer der natürlichen Lebensweise eines Naturvolks mitten im Regenwald und am und im Wasser, das für mich immer schon ein sehr anziehendes Element war. Jackpot!

Ich bekam eine Menge Tipps, wie ich nach Caracas gelangen konnte, der Hauptstadt Venezuelas, und von dort weiter nach Ciudad Bolívar, das näher am Delta des Orinoco lag. Eine sichere Zone, im Gegensatz zu einigen anderen Teilen des Landes, die aufgrund politischer Unruhen besser gemieden werden sollten. Denn nun hatte ich ein neues Ziel: Die Warao!





2. Etappe: Südamerika

Dschungelleben unter Ureinwohnern, Drogen – Mörder – Sex, Goldrausch, Rettung in letzter Sekunde und der peinlichste Moment meines Lebens

März 2014 – April 2015

Ich trampelte an Bord eines Lebensmittel dampfers nach Caracas und kam dort mitten in der Nacht an. Dennoch herrschte an der U-Bahnstation *Gato Negro* reges Leben. Händler verkauften auf ausgebreiteten Decken ihre Waren oder Essen aus Töpfen und vom Grill. Die Leute waren gut und sauber gekleidet, aber abseits von Bus und Metro sah Caracas ziemlich ramponiert aus. Vollerorts lagen Schutt und Gesteinsbrocken am Straßenrand, und



nicht wenige der Gebäude sahen verfallen aus. Hochhäuser gab es nur vereinzelt, und Touristen habe ich keinen einzigen gesehen. Vor diversen Geschäften sah ich lange Schlangen – offenbar erlebte ich die „sozialistische Wartegemeinschaft“ gleich im ersten so geprägten Land, das ich bereiste, live und in Farbe.

Die Infrastruktur war jedoch komplett intakt und sogar modern und komfortabel. „*Made in France 2006*“, las ich im Inneren eines Bahnwaggons. Daneben hing Propaganda der sozialistischen Partei des Präsidenten Nicolás Maduro. Dieser hatte noch ein Jahr zuvor selbst als Busfahrer gearbeitet und

war nach dem Ableben des vorangegangenen Präsidenten Hugo Chávez plötzlich in das Amt des Staatsführers erhoben worden. Ohne jegliche Erfahrung oder Qualifikationen. Ein Mann aus dem Volk!

Ich entschied mich diesmal für den Bus. Zum einen, weil mir aus Sicherheitsgründen stark vom Trampen abgeraten worden war. Zum anderen, weil die rund 600 Kilometer von La Guaira nach Ciudad Bolívar mich insgesamt gerade mal 4 Euro gekostet hatten. Metro, Bus, Nachtbus und ein Taxi mit einberechnet. Und für 4 Euro mein Leben zu riskieren, das konnte ich meinen Eltern wirklich nicht antun.

Das Busfahren war unter anderem deshalb günstig, weil Benzin in Venezuela fast nichts kostet. Das meine ich wortwörtlich – umgerechnet bekommt man für einen Euro rund 44.000 Liter! Die Inflationsrate dort ist allerdings ebenso schwindelerregend: Aktuell liegt der Gegenwert für einen US-Dollar bei 136.000 Bolivares – als ich dort war, waren es noch 70 Bolivares!

Weil Benzin so günstig ist, geht man entsprechend verschwenderisch damit um. Ich hatte unterwegs zugesehen, wie Boote im Hafen betankt wurden. Man hielt es nicht für nötig, den Hahn des langen Schlauches zuzudrehen, sondern dieser wurde voll aufgedreht einfach zum Nachbarboot gereicht. Jedesmal liefen dabei etliche Liter in den Fluss, dessen Oberfläche weiträumig in allen Regenbogenfarben zu schillern begann. Umweltschutz ist für viele Ohren dort noch ein Fremdwort, und auch für Müllentsorgung fehlt jegliches Bewusstsein.



Ich hörte mich nach einer Möglichkeit um, wie ich zu den Ureinwohnern im Delta gelangen konnte. Es stellte sich als äußerst schwierig heraus, da keine Straße und somit auch kein Verkehr dorthin führte und auch nur wenige Menschen überhaupt einen Anreiz hatten, solche Strecken auf sich zu nehmen. Ich fand schließlich einen Missionar, der mich mitnehmen würde. Innerlich notierte ich, dass die drei geeignetsten Berufsgruppen, um an sehr abgelegene Orte zu trampeln, Missionare, Ärzte und Händler (bzw. Schmuggler) sind. Anthropologen müssten zwar theoretisch auch nützlich sein, blöd ist nur, dass es so wenige davon gibt.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, da stiegen wir in ein kleines metallenes Motorboot und fuhren sechs Stunden mit Höchstgeschwindigkeit die rund 150 Kilometer Luftlinie den Orinoco entlang.

Im Flussdelta befanden sich viele flache Inseln, und das Meer war nahe genug, um täglich den Wasserspiegel um einige Meter sinken und steigen zu lassen. Aber es war weit genug entfernt, um den Fluss noch nicht zu versalzen, und durch die regelmäßigen Fluten bewässert, spross dichte Dschungelvegetation links und rechts des Wassers.

Das Warao-Dorf Arature lag an einem größeren Flussarm und sah genau so aus, wie ich es auf dem Foto im Kochbuch gesehen hatte: Die Häuser waren auf hölzernen Stelzen über dem Wasser gebaut und hatten keine Wände, sodass man direkt hineingucken konnte. Zwischen den Häusern gab es aus Brettern gelegte Brücken, die teilweise recht unvollständig waren und einiges an Balance verlangten, um nicht hinunterzustürzen. Überall entlang des Flusses sprangen Kinder ins Wasser, spielten und paddelten in Kajaks. Es war nicht übertrieben zu sagen, dass die Kinder hier im Wasser aufwuchsen. Und da Wasser für das tägliche Leben so wichtig ist, hat es in der Sprache der Warao nur einen ganz kurzen Namen: *Ho*. Ebenso wie die aus getrockneten Palmblättern geflochtenen Hängematten, die vom Status her schon fast als heilig gelten und die man aus Respekt vor ihrem Besitzer nicht einmal berührt. Sie werden als *Ha* bezeichnet.

Es ist eine sehr einfach zu lernende Sprache, da Verben nicht konjugiert werden und es kaum Grammatik gibt. Oder zumindest kam es mir so vor, denn man verstand mich auch, wenn ich einfach nur Wörter aneinanderreihete. Bemerkenswert fand ich auch, dass es in der Sprache der Warao kein Wort für „Liebe“ gibt. Ebenso fehlt eine Entsprechung für „bitte“. Und „danke“ sagt man, in dem man die Situation als „Gut!“ beschreibt: *Yakera*. Sehr viel reden die Warao nicht. Wichtiger als die Konversation ist das bloße Zusammensein.

Die Warao erwiesen sich nach anfänglicher Scheu als fröhlich, unbeschwert und gastfreundlich. Außerdem waren sie trotz ihres geringen Wuchses sehr athletisch und hatten einen erstaunlichen Gleichgewichtssinn. Die meisten von ihnen wählen ihre Lebensgefährten schon mit 13 bis 15 Jahren und bekommen auch nicht lange danach ihre ersten Kinder. Bevor ein Missionar ihnen von Gott erzählt hatte, hatten die Warao geglaubt, früher mal in

den Wolken gelebt zu haben. Als sie dort aber alles Essbare verzehrt hatten, wären sie auf einem Regenbogen zur Erde hinuntergerutscht, da diese Nahrung in Fülle bot. In der Tat war der Fluss schier überfüllt von Fischen, und dank der von den Warao angepflanzten Yams-Wurzeln und Maniok-Knollen reichten etwa zwei Stunden Arbeit völlig aus, um den restlichen Tag mit Essen in der Hängematte verbringen zu können. Was für ein Leben!

Ich durfte in einer leerstehenden Hütte schlafen. Die Nächte im Delta waren erfüllt von den Schreien furchterregender Bestien. Jedenfalls klang es so, aber in Wahrheit waren es nur lärmende Amphibien. (Ich traf später auf zwei Argentinier, die diese Geräusche zu Tode erschreckt haben. Sie dachten, dass riesige Jaguare in der Nähe umherstreifen würden, hungrig und auf der Suche nach einem Opfer, das sie zerfleischen könnten. Vor lauter Angst sind sie immer tiefer in ihre stickigen Schlafsäcke gekrochen und fast geschmolzen. Sie waren dann einerseits beruhigt und kamen sich andererseits auch etwas blöd vor, als ich ihnen erklärte, dass die Laute nicht von blutdürstigen Raubkatzen stammten, sondern nur von harmlosen kleinen Kröten.)

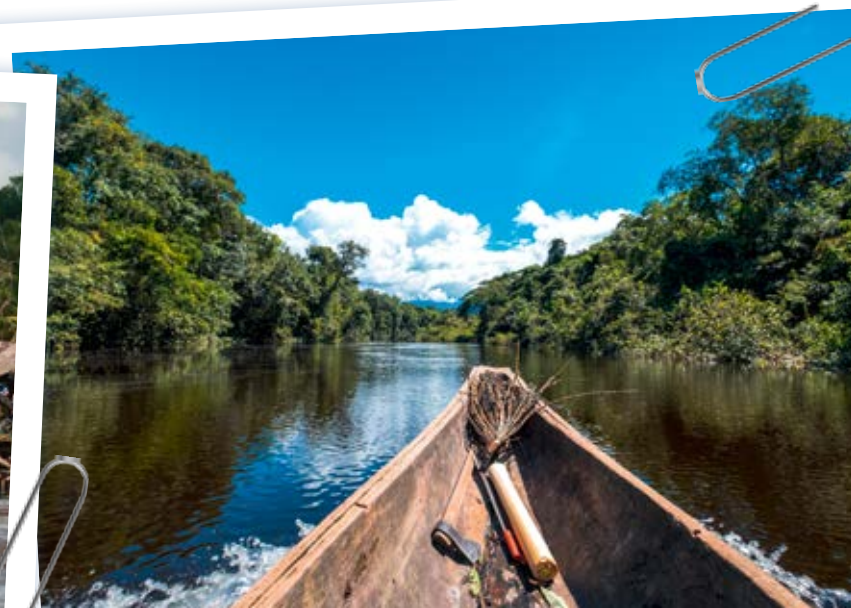
Die Tage waren erlebnisreich. Ich machte kulinarische Erfahrungen wie beispielsweise das Nationaltier Cheguide, eine Art Wasserschwein, das interessanterweise nach Fisch schmeckt. Auch sehr beliebt war Leguanfleisch. Die Warao erzählten mir, dass Leguane

sich stark mit ihrer Nase orientieren. Fängt man so eine Echse, fesselt ihr die Beine und reibt sie sich unter den Achseln, sodass sie den Menschengeschmack annimmt, wird sie angeblich ruhig und zahm. Beim Ausnehmen fanden wir in den Bäuchen der Leguane Eier – mehr als fünfundzwanzig pro Weibchen –, die eine sehr leckere Beilage abgaben. Überall im Dorf stieß man auf freilaufende Hausschweine, die mir einmal meine Seife wegfraßen, als ich gerade mit dem braunen Flusswasser duschte. Der künstliche Kirschduft war wohl zu verlockend für ihre hungrigen Näschen gewesen.

Übel waren die Massen von dreieckigen, schwarzen Bremsen, deren Stiche nicht nur schmerzen, sondern auch gemein jucken. Mücken gab es ebenfalls ohne Ende, wobei ich hörte, dass das in der Regenzeit noch schlimmer sein sollte. Regelmäßig habe ich mit einer Nadel Eier von einem flohähnlichen Wesen namens Nigua aus meinen Fußsohlen picken müssen. Des Öfteren hatte ich dank dieses Tierchens mit Entzündungen und einem stark angeschwollenen Fuß zu kämpfen.

Ich half beim Pflanzen und Ernten von Maniok und Yams und beim Bau eines Kanus, das am Ende durch ein kurzes, kräftiges Strohfeuer geweitet und dadurch in Form gebracht wurde. Auch ging ich häufig mit den Warao jagen oder fischen.

Immer wieder beeindruckten mich die Warao mit ihren extrem geschärften Sinnen und ausgeprägten Instinkten. Einmal fuhr ich mit einem Warao-Pastor und seinem achtjährigen Sohn den Flussarm entlang. Die Vegetation links und rechts des Wassers war so undurchdringlich wie eine Wand. Mannshöhe Gräser, Blätter, Schlingpflanzen, Farne ...



Plötzlich hob der Pastor die Hand als Aufforderung zur Stille. Da nahm ich leise das Ruder aus dem Wasser, stützte es auf die Seite des Kajaks und beobachtete den Warao, der mit angehaltenem Atem lauschte. Ich hörte und sah gar nichts außer grünen Blättern in allen Formen. Einige Momente vergingen; dann deutete er zur anderen Flussseite. Mit langsamen Zügen bewegten wir uns zum Ufer, und lautlos holte er seinen Bogen und einige Pfeile hervor, sprang ebenso geräuschlos aus dem Kajak, ohne es nennenswert zum Schaukeln zu bringen, und verschwand im grünen Dickicht. Einige Minuten vergingen in absolutem Schweigen.

„MACHETE!“ Gellend drang sein Schrei durch die Luft. Sein Sohn sprang auf, schnappte sich das lange Buschmesser und verschwand in der grünen Wand. Offensichtlich wusste er genau, wo sein Vater war – ich hätte nicht mal die grobe Richtung errahnen können. Wieder einige Minuten später teilten sich die Pflanzen am Ufer und der Pastor erschien, im Gesicht ein breites Grinsen und über den Schultern eine Art Tapir mit grau-braunem Fell, gestreiftem Schwanz und einer kurzen Rüsselnase – und in dessen Nacken steckte ein dreizackiger Warao-Pfeil.

Ein anderes Mal fuhren wir mit drei Kajaks durch kleine abgelegene Seitenarme bis tief in den Dschungel hinein. Ich streifte herabhängende Lianen



beiseite und schaute fasziniert hinter den riesigen, leuchtend blauen Schmetterlingen her, die es hier in Massen gab. Immer wieder flatterten große bunte Aras kreischend über uns hinweg. Rosa Flussdelfine hoben neugierig die Köpfe aus dem Wasser und machten den Eindruck komplett, in einer Art Märchenland zu sein.

Doch ich wurde unsanft wieder in die Realität zurückgeholt, als die scharfsichtigen Warao

mich auf einen Zitteraal hinwies, der so dick wie ein Männerarm und mehrere Meter lang war und den ich im trüben Wasser für einen dicken Ast

gehalten hatte. Bei dem Gedanken, so einem Tier versehentlich im Wasser zu nah zu kommen und von ihm mit einer elektrischen Ladung geschockt zu werden, wurde mir ganz anders. Man würde paralysiert zu Boden sinken und ertrinken. Ich entschied mich, hier zukünftig nicht mehr alleine baden zu gehen.

Mehrmals mussten wir uns flach auf den Boden der Boote legen, um unter umgefallenen Baumstämmen und Gestrüpp hindurchtauchen zu können. Schließlich erreichten wir eine kleine Lichtung. Hier warteten wir, bis die Ebbe kurz vor ihrem tiefsten Punkt stand. Dann füllten wir die Kajaks bis zum Rand mit Wasser. Ich wusste nicht warum, entschied mich aber, einfach den Anweisungen zu folgen und zu beobachten, was geschehen würde. Ein mitgebrachtes Holzstück wurde in kleine Stücke zerteilt und diese im in den Kajaks stehenden Wasser ausgewrungen. Aus dem Holz trat Saft aus, der sich mit dem Wasser zu einer milchig-weißen Flüssigkeit vermischte.

Ein fragender Blick in die Runde, ein einvernehmliches Nicken, und zusammen stülpten wir alle im selben Moment die Boote um, nahmen Speere und Messer in die Hand und folgten der sich langsam Strom abwärts bewegenden weißen Flüssigkeit. Wo auch immer sie mit einem Fisch in Berührung kam, schwamm dieser mit dem Bauch nach oben und orientierungslos an der Oberfläche, wo man ihn mit dem Speer nur noch aus dem Wasser picken brauchte. Etwa 20 Minuten dauerte es, bis das Gift aus dem Holz so stark verdünnt war, dass es keinen Effekt mehr zeigte. Zeit genug, um einige Dutzend der betäubten Fische einzusammeln. Der Rest der Tiere würde nach einer Weile aus seinem kurzen Schlaf wiedererwachen und weiter schwimmen.

Ganz schön gewitzt, diese Warao.

April 2014

Als sich nach insgesamt etwa drei Wochen in Arature spontan eine Möglichkeit für mich bot, zu dem mit einem Motorboot nur eine Stunde entfernte Händlerdorf Curiapo zu gelangen, verabschiedete ich mich von meinen neuen Freunden.

Der Warao-Pastor schenkte mir seine hölzerne Jagdwaffe, die ich ohne Sehne von nun an als Wanderstab bei mir trug. Er bewährte sich später immer wieder als Kletterhilfe auf steilen Pfaden, als Stütze beim Warten mit Rucksack und zur Abwehr von aufdringlichen Hunden.

Englisch-Guyana war das nächste Ziel meiner Reise, und von Curiapo aus fuhren viele Leute dorthin, um Benzin zu schmuggeln. Zudem ist es bis auf wenige Kilometer die gleiche Route, die das kolumbianische Kokain nimmt, bevor es den Atlantik nach Europa überquert. Von Curiapo gelangte ich per Benzinschmugglerboot in den Norden Guyanas und wurde von einem Dampfschiff, das Lebensmittel transportierte, bis zur Hauptstadt Georgetown mitgenommen.

Obwohl der Staat von der Fläche her vergleichbar mit seiner ehemaligen Kolonialmacht England ist, leben in Georgetown nur rund 135.000 Menschen, und diese machen schon rund ein Fünftel der Gesamtbevölkerung aus. Ethnisch stammen die meisten aus Indien, der zweitgrößte Anteil wird von Menschen mit afrikanischen Wurzeln gebildet, den drittgrößten stellen Ureinwohner dar und dann folgen Chinesen und schließlich Weiße in so geringer Anzahl, dass mir nie einer begegnete.

Von Georgetown aus wollte ich über die Goldminengebiete am Cuyuni River wieder nach Venezuela kommen. Wenn ich schnell genug war, konnte ich vielleicht noch rechtzeitig zum Finale der bald beginnenden Fußball-WM in Brasilien sein.



Zunächst landete ich in der ziemlich heruntergekommenen kleinen Stadt Bartica. Bartica liegt an einem Flusskreuz und war ein Verkehrsknotenpunkt, von dem aus man in diverse Minengebiete gelangte. Entsprechend emsig organisierten Händler hier die Versorgung, und große Minengesellschaften rekrutierten ihre Arbeiter, die hier auch nach ihrer Rückkehr ihr Einkommen mit Prostituierten und Drogen verprassten oder sich von Malaria erholten.

Ein Büro der Minengesellschaft war mein erster Anlaufpunkt. Dort erfuhr ich, dass Militärtrucks von Zeit zu Zeit über unbefestigte Wege im Urwald zu den größeren Minengebieten vordrangen, um Diesel für die dor-

tigen Bagger und Pumpen zu bringen, und dass ich vermutlich mit einem solchen Truck mitfahren könnte.

Kurz nach meiner Ankunft freundete ich mich mit zwei schwarzen Frauen Anfang 20 an, die mir anboten, bei ihnen zu übernachten. „Wir wohnen aber mitten im Ghetto“, warnten sie mich vorab, und ich sagte nur, dass mir das nichts ausmache.

Als wir die geteerte Straße hinunterliefen, wurden die Häuser um uns herum immer baufälliger und verfallener. Die Gräben am Rande des wüsten Asphalts rochen streng nach Abwasser, und unterwegs passierten wir einen freilaufenden Esel. An einer roten Imbissbude bogen wir schließlich in eine schmale Seitengasse ab, die uns zu einem sandigen Hinterhof führte. In

der Mitte des Platzes thronte auf hohen Stelzen ein düsteres Holzhaus. Darunter, zwischen den Pfeilern, standen schimmelige Sofas, auf denen finstere Gestalten rasselnd an Metallröhrchen zogen. Crack-Pfeifen.

„Wir bringen deine Sachen lieber in die Wohnung der Nachbarin. Nimm nur deine Hängematte mit. Hier wird gestohlen“, riet mir eine der beiden.

In der hinteren Ecke des Grundstücks stand ein zweites kleines Häuschen, das einer Prostituierten gehörte, die alle nur „Black Woman“ nannten, und auf einer Bank drängten sich abgehalfterte Gestalten. Kaum waren wir angekommen, fing ein Streit zwischen einer der Frauen, die mich mitgebracht hatten, und dem Vater ihres Kindes an, sodass ich lieber für eine Weile Abstand hielt.

Ich ging zurück zu dem roten Imbisswagen und setzte mich auf einen Plastikstuhl. Von einer auf einem Hügel liegenden Moschee sang ein Muezzin über Lautsprecher auf Arabisch, und ich erinnerte mich, einige Straßen weiter einen knallig bunten Hindu-Tempel gesehen zu haben.

„Diesen Lärm machen die Affen jeden Abend!“ Ein Mann mit dünnem, seitlich herabhängendem Rastazopf und ansonsten kurz rasiertem Haar



lehnte sich mit verschränkten Armen auf die Theke des Imbisswagens. Die Frisur ließ ihn etwas albern wirken, aber er war ansonsten gutaussehend und modisch gekleidet. „Und, Goldlöckchen, was verschafft mir die Ehre?“

Wir kamen ins Gespräch. Er stammte ursprünglich aus Barbados, angeblich als Sohn einer Arztfamilie. Wie ich später herausfand, war es schwierig zu sagen, wann er über sich Geschichten erfand und wann er die Wahrheit sagte. Aber seine gute Bildung und sein scharfer, wenn auch leicht verworrener Verstand machten seine Herkunft glaubhaft.

„Was verkaufst du hier?“, erkundigte ich mich bei ihm. Nach Würstchen, Burgern oder überhaupt irgendetwas, was mit einer Imbissbude zu tun haben könnte, sah es jedenfalls nicht aus.

Der Mann schaute sich sorgfältig um und knallte dann eine Tüte mit kleinen weißen Würfeln und einem Metallröhrchen darin auf den Tisch. Er schob einen der kleinen Würfel auf eine Art Gitter in dem Röhrchen und zündete es an. Als es in das Gitter geschmolzen war, nahm er das andere Ende des Röhrchens in den Mund und inhalierte. Dann musterte er mich mit angehaltenem Atem eine knappe Minute, bevor er wieder ausatmete. „Ich verkaufe Eintrittskarten ins Wunderland. Haben die anderen dir nicht gesagt, was das hier ist?“

„Ein Ghetto?“, versuchte ich es.

„Errr! Der Ableger von einem Kartell. Du erinnerst dich an das Mädchen, das dich zu uns gebracht hat, oder? Ihr Bruder ist einer der großen Drogenlords von Guyana, und Schwesterchen vertickt hier stellvertretend seine Kostbarkeiten.“

„Und du?“

„Ich poppe die Mutter ihrer besten Freundin und bin der Aufpasser.“ Er deutete mit zwei Fingern zuerst auf seine Augen und dann auf die Straße. „Mir entgeht nichts. Wenn die Bullen kommen, mache ich noch zehnmal mehr Krach als die Muslime auf ihrem Türmchen. Und die anderen verduften durch den Hinterausgang.“

„Und die Polizisten verhaften dich nicht?“

„Klar. Aber ich kenne die Gesetze dieses Landes besser als ihr Oberschimpanse. Nebenbei habe ich sie alle geschmiert und auf Tape. Wenn sie mich hopsnehmen, dann können sie sich genauso gut selbst einschließen. Money talks, bullshit walks.“

Schließlich kehrte ich zum Innenhof zurück, wo sich mittlerweile viele zombiehafte Figuren stumm über den Platz verteilt hatten. Das war der Ort, an dem ich meine Hängematte aufspannte und die nächsten Nächte verbringen würde. Hin und wieder hörte man das Rad eines Feuerzeuges drehen, ein kleines Licht flackerte auf und dann ertönte das leichte Pfeifen der Metallröhrchen. Wenn ich meinen Arm ausgestreckt hätte, hätte ich den nächsten Junkie von meiner Hängematte aus berühren können. Aber das war nicht der Grund, warum ich nicht einschlafen konnte. Es war der Schwarm von Mücken, der an den anderen nicht interessiert zu sein schien, mich aber gefühlt bei lebendigem Leib verspeiste. Und mein Mückenspray war für mich unerreichbar in meinem Rucksack bei den Nachbarn.

Der Not gehorchend nahm ich eins von „Black Womans“ Bettlaken von der Wäscheleine und wickelte mich darin ein – endlich Ruhe. Black Woman hatte am nächsten Tag glücklicherweise kein Problem damit. Und wenn sich später jemand gefragt haben sollte, warum ich mit einem rosa Blümchenbettlaken reiste – es war ein Geschenk des Drogenkartells.



Als ich meinen neuen Freundinnen von meiner Begegnung mit dem Aufpasser erzählte, warnten sie mich: „Der Kerl ist ein Psychopath. Jederzeit kann er seine Pistole zücken und sie dir an den Kopf halten, einfach weil ihm danach ist. Er war bereits dreizehn Jahre wegen Mordes im Gefängnis.“

Tatsächlich verstanden der Aufpasser und ich uns aber ausgezeichnet. Überhaupt wurden die Mitglieder des Drogenkartells rasch wie eine zweite Familie für mich. Die Situation war absurd und doch spannend: Alle aus dem Kartell kümmerten sich wirklich umeinander und hielten fest zusammen. In ihrem Dunstkreis lebten auch einige Minderjährige, die keine Familie mehr hatten und denen diese etwas schräge Schicksalsgemeinschaft ihren einzigen Halt gab. Der Drogenboss spannte diese Jugendlichen für seine Dienste ein – aber dennoch war ihr Leben so vermutlich besser, als wenn sie allein auf der Straße hätten leben müssen.

Andererseits sah ich auch täglich hautnah, was die Drogen, die meine neuen Freunde verkauften, mit den Konsumenten machten. Sie wurden

rasch zu einer Art Zombies, die mehr tot als lebendig wirkten, und aus diesem Teufelskreis würden sie wohl auch nie mehr herauskommen. Wenn es mir nicht ohnehin schon klar gewesen wäre, hätte ich spätestens jetzt begriffen, dass Drogenkonsum Leben ruiniert.



„Komm, White Boy, heute Abend zeigen wir dir die Stadt!“, sagte eine der Frauen eines Abends zu mir und nahm mich mit zum Feiern.

Ich hatte nicht vorgehabt, mich zu betrinken, aber da ich bereits seit Wochen keinen Alkohol mehr zu mir genommen hatte, verschätzte ich mich etwas und landete, ohne es wirklich gewollt zu haben, im Bett einer attraktiven, halb guyanischen, halb brasilianischen Frau meines Alters. Da blonde Haare und blaue Augen in Lateinamerika selten sind und häufig mit Hollywood-Schauspielern in Verbindung gebracht werden, hatte sie es von Anfang an auf mich abgesehen. Weil ich sie nicht verletzen wollte, hatte ich ihre Annäherungsversuche zunächst abgelehnt und deutlich klargestellt, dass ich bald aus Bartica verschwinden würde und sie mich nie wiedersehen würde. Sie sagte, das sei ihr egal. Somit hatte der Abend seinen Lauf genommen. Ein klassischer One-Night-Stand. Dachte ich.

In der Nacht darauf wurde ich plötzlich geweckt. Schlaftrunken blinzelte ich in ein über mir schwebendes braunes Augenpaar und versuchte dieses im Dunkeln zuzuordnen.

„I loves you so much!“

Ein Junkie war das nicht ... konnte es das Mädchen von letzter Nacht sein? Aber woher wusste sie, wo ich schlafe?

„I loves you so much! I want to be with you! I want to come with you!“

Ei ei, nun wurde es problematisch. Und das, obwohl ich doch eigentlich vorher die Fronten geklärt hatte. „Ich begleite dich nach Hause. Unterwegs reden wir.“

Ich fühlte mich mies. Es war wohl die Erfahrung, die mir noch gefehlt hatte, um zu dem Entschluss zu kommen: Es gibt keinen mit Sicherheit konsequenzenlosen Sex. Die Chancen stehen im Gegenteil leider viel zu hoch, jemanden zu verletzen. Sich selbst, die andere Person, einen eifersüchtigen Partner, einen Elternteil, einen Ruf ... Natürlich mag es viele Fälle geben, bei

denen alles so läuft, wie man es sich vorgestellt hatte, aber man kann es vorher einfach nicht sicher wissen. Ich wollte nicht mehr so egoistisch sein, andere Leute zu verletzen, nur weil ich mich nicht beherrschen konnte. Und kam zu der Überzeugung, dass man so etwas nur mit *einer* Person im Leben teilen sollte. Ich entschied mich also, von da an mit Intimitäten zu warten, bis ich diese eine Person gefunden hatte.



Endlich war ich unterwegs zu den Goldgräbergebieten. Gegen 4:00 Uhr morgens hatte ich einen Militärtruck abgepasst, von dem mir Einwohner der Stadt berichtet hatten, und der Fahrer hatte mich freundlicherweise auch mitgenommen.

Über 18 Stunden praktisch pausenloser Fahrt verbrachte ich auf den schmierigen Dieselfässern der Ladefläche sitzend. Der ölige Kraftstoff hatte sich schnell durch meine Hose gezogen und scheuerte mein Gesäß wund. Neben der Wärme, die die ersten Sonnenstrahlen mit sich brachten, erfreute mich der unbezahlbare Anblick des in mystisch anmutendem Nebel liegenden Regenwalds. Manche vollgelaufenen Schlammlöcher oder Bäche, die wir durchfuhren, waren so tief, dass sie in einem Schwimmbad wohl gerade nicht mehr unter den Nichtschwimmer-Bereich gefallen wären. Immer wieder sprang ich an steilen und rutschigen Böschungen ab und half dem Fahrer dabei, ein Kabel seiner Drahtseilwinde zu einem großen Baum zu zerren. Mit dessen Hilfe konnte sich der Truck dann das unüberwindbare Wegstück hochziehen.

Bei Nacht erreichten wir endlich ein brasilianisches Minencamp. Ich fühlte mich, als würde ich für einige Wochen nicht mehr sitzen können, war außerdem dreckig, durchgeschwitzt und hungrig, denn ich hatte den ganzen Tag über nichts essen können. Die Brasilianer sprachen zwar nur



Portugiesisch, waren aber so gastfreundlich, mich zu einer Regentonne zum Waschen und zu einem Platz für meine Hängematte unter eine Baracke zu führen. Außerdem wurde ich gewarnt, mich in der Dunkelheit nicht ohne Taschenlampe zu bewegen.

Gleich am nächsten Morgen entdeckte ich dann an einem Baumstamm, etwa drei Meter von meinem Schlafplatz entfernt, den Grund für die Warnung: eine Schlange.

„Ein Biss – und innerhalb von zwei Stunden segnest du das Zeitliche. Wir haben ein Funkgerät, um Hilfe über Luft anzufordern. Aber verlass dich nicht darauf, dass die rechtzeitig eintreffen, um dich noch lebendig vorzufinden“, ernüchterte mich einer der Männer, nahm einen langen Stock und zerschlug der nur etwa armlangen, grau-braun gestreiften Schlange den Kopf. „Am besten trägst du Gummistiefel. Fast alle Schlangen beißen auf Knöchelhöhe und rutschen an dem Gummi ab. Sollte dich trotzdem mal eine Schlange erwischen, bleib ruhig, merk dir ihr Aussehen und halte deinen Puls niedrig. Das verbessert deine Überlebenschancen.“



Am nächsten Morgen lief ich auf der Suche nach Arbeit durch die vom jahrelangen Schürfen verwüstete Minenregion. Es gab hier keine Stollen wie beim klassischen Bergbau, sondern die Hügel wurden mit Feuerwehrschräuchen ausgewaschen und der Schlamm dann über eine Art Teppiche gespült, in denen sich das Gold fing, das schwerer war als Schlamm und Steine. Diese Art, den Boden zu bearbeiten,

machte aus der ehemals blühenden Landschaft eine Wüste aus braunen Seen und aufgeschütteten roten Erdhaufen mit vereinzelt abgeknickten Bäumen und Baumstümpfen dazwischen. Es würde ewig dauern, bis sich die Natur von dieser Misshandlung wieder halbwegs erholt hatte.

Ein freundlicher, modische Rastalocken tragender, Mann willigte glücklicherweise ein, mich für eine Woche einzustellen. Ich bekam in einer der

Baracken für die Arbeiter ein Bett mit Moskitonetz zugewiesen, und für die drei täglichen Mahlzeiten sorgte ein Koch. Freie Tage gab es für die Leute hier bis auf Weihnachten und Sonntagnachmittage nicht.

Meine Aufgabe war es, zusammen mit einigen anderen die lehmigen Erdmassen mit Wasserwerfern zu verflüssigen und Äste und größere Steine, die die Pumpe blockieren könnten, beiseite zu räumen. Einige andere bedienten sogenannte *Crusher*, die mit dicken Eisenhämmern die Gesteinsbrocken zerschmetterten, aus deren Überresten dann wieder das enthaltene Gold gewaschen wurde.



„Die Nächsten“, ordnete der Boss an. Zwei Männer packten die beiden grünen Kunststoff-Teppiche, hieften sie auf die nächsthöhere Holzrampe und schlugen sie dort aus. Der auf die Bretter klatschende Matsch wurde von dem sachte fließenden Wasser langsam wieder nach unten getragen, wo er an einem Querbalken gestoppt wurde. Die beiden erfahrensten Arbeiter mischten ihn dort mit seitwärts gerichteten Streichbewegungen ins überschwappende Wasser und schoben das zurückbleibende Sediment von Zeit zu Zeit wieder nach oben.

Der Aufseher, der am oberen Ende der Rampe saß, holte aus seiner Tasche ein Fläschchen Quecksilber hervor und mengte dem Schlamm einen Spritzer des flüssigen Schwermetalls hinzu, das wie kleine Perlen mit dem Wasser hinabrann. Nach und nach bildete sich an der nach oben geschobenen Masse ein klumpiger silberner Rand, der zu schwer war, um von dem entgegenströmenden Wasser wieder zu den Händen der Arbeiter gespült zu werden. Es war das Gold, das von dem Quecksilber zusammengehalten wurde.



Als alle Teppiche von ihrer Last befreit waren, wurde das Gold mit einem Löffel in einen Plastikbehälter gefüllt, den der Aufseher mit einem Quad zum Camp brachte. Dort wusch er es gründlich aus, verdampfte mit einem Brenner das Quecksilber und verhalf zum Schluss mit etwas Säure dem reinen Gold zu Glanz. Am Abend würden wir Arbeiter dann unseren Anteil abgewogen bekommen.

Zu unser aller Glück fiel unser Gehalt aufgrund der außergewöhnlich hohen Ausbeute doppelt so hoch aus wie sonst, und mein Anteil betrug rund 13 Pennyweight (etwa 20 Gramm Gold). Weit mehr, als ich mir erhofft hatte.

Juni 2014

Zufrieden, aber mit einem dank des schmutzigen Schlammes infizierten und heftig pochenden Zeh und immer noch einigen eiternden Wunden am Hintern, suchte ich nach einer Mitfahrgelegenheit zurück nach Venezuela. Eine Gruppe junger venezolanischer Diesel-Schmuggler sicherte mir zu, dass ich sie begleiten könne, sobald sie die verbliebenen 40 ihrer 100 Fässer gegen Gold eingetauscht hätten. Der Bedarf schien groß zu sein, denn nur eineinhalb Tage darauf legten wir mit den langen Blechbooten mit den nun leeren blauen Hartplastik-Fässern bereits ab.

„Was machst du hier?“, fragte mich am Bootssteg irgendwo im Nirgendwo ein dünner guyanischer Mann mit kurzem Haar und hochgeschobener Sonnenbrille. Die weißen Socken in seinen Adidas-Schuhen waren eine gute Handlänge über die Waden gezogen, und über seine Schulter hatte er eine schwarze Sporttasche gehängt.

„Ich suche nach einem Boot nach Venezuela.“

Der Fremde nickte. Er stammte zwar aus Guyana, lebte und arbeitete aber eigentlich in New York als Kaufberater für Edelmetalle. „El Dorado ist keine gute Idee“, riet er mir von meinem Plan ab, weiter flussaufwärts zu fahren. „Wenn du möchtest, kannst du mit mir mit nach Kaikan kommen. Das ist viel weiter südlich und bringt dich näher an dein nächstes Ziel, Roraima. Und da gibt es einen Versorgungshelikopter, der dich nach Venezuela mitnehmen könnte.“

Ich hatte keine Karte, aber *Helikopter* klang spannend. „Alles klar, wann geht's los?“

„Jetzt.“ Der Mann zeigte auf ein heransausendes Schnellboot.

Eine Stunde und einige Flussbiegungen später hielten wir an einem großen dunkelroten schwimmenden Stahlponton. Die Arbeiter des Kaufberaters aus New York hatten hier am Ufer mit einem Bagger Gold gesucht und verluden die schwere Maschine nun wieder, die sich mit ihrem kräftigen, hydraulischen Arm selbst auf den Ponton hob. Wir spannten eine Plane als Sonnen- und Regenschutz auf, hängten unsere Hängematten darunter und beobachteten, wie das Motorboot uns die nächsten 24 Stunden langsam stromaufwärts zog. Am Ufer konnte man von Zeit zu Zeit Kaimane und andere Tiere beobachten. Einmal sah ich eine Anaconda, die so riesig war, dass ich zunächst an eine Sinnestäuschung glaubte. Doch die Arbeiter bestätigten mir, dass meterlange, laternenpfahldicke Exemplare dieser WürGESchlangen hier keine Seltenheit waren.

Am Vormittag erreichten wir den Fuß des Berges Arau, und der Kaufberater, einer seiner Arbeiter und ich kletterten zu einem von Savannengras bewachsenen Hochplateau mit einem Ureinwohnerdorf hinauf. Nicht nur die Aussicht über den Regenwald, sondern auch die Landschaft hier oben war von atemberaubender Schönheit. Der Kaufberater hatte dafür allerdings keine Augen, denn für ihn stand einiges auf dem Spiel: Er hatte weit über eine Million amerikanische Dollar investiert, um als Erster einen Bagger nach Kaikan zu bringen, wo das Gold so hochkonzentriert lag, dass man selbst mit einfachsten Mitteln wie Schaufeln und Spaten große Gewinne erzielen konnte. Wie viel mehr erst würde er mit seinem Bagger verdienen! Außerdem wollte er eine Straße bauen und mit den darüber transportierten Gütern zum Hauptversorger der anderen Goldsucher werden.



Nur die Bewohner des Dorfes standen ihm noch im Weg – und da wollten sie auch bleiben. „Mit dem Gold kommen Kriminalität, Alkohol und Prostitution. Nichts davon wollen wir hier. Dann zerstört ihr in wenigen Jahren unser Land und verschwindet wieder, während wir mit der Verwüstung noch lange danach leben müssen.“

Auch wenn diese Situation mich sehr an den Wilden Westen der Vereinigten Staaten und den Umgang mit den Indianern erinnerte, besitzen im Gegensatz zu den damaligen amerikanischen Ureinwohnern die indigenen Völker Guyanas viele Rechte. Deshalb stehen die Chancen gut, dass sie die Pläne des reichen Investors aus New York doch noch zum Scheitern bringen konnten.

„Morgen ist Vatertag. Bleib doch noch ein bisschen“, lud eine freundliche Dorfbewohnerin mich nach einem kurzen Gespräch ein.

Und so wechselte ich im übertragenen Sinne die Fronten. Zunächst wurde ich deshalb auch von einigen Dorfbewohnern verdächtigt, ein Spion des Kaufberaters zu sein. Obwohl ich die Geschehnisse mit Interesse verfolgte, sollte ich den Ausgang des Konfliktes nie erfahren.

Ich war beeindruckt festzustellen, dass die Dorfbewohner, da sie sich in einem Umkreis von mehreren Tagesreisen bewegten, neben ihrer Muttersprache Areguna noch einige andere Dialekte sowie Englisch, Spanisch und sogar etwas Portugiesisch sprachen.

Die Hütten waren schlicht und aus Holz und Zweigen gebaut und der Boden sandig. In der Dorfmitte gab es eine hölzerne, weiß gestrichene Kirche, die siebzig Jahre zuvor von einem US-amerikanischen Missionar erbaut worden war und in der ich zusammen mit den Vätern des Dorfes mit festlichen Speisen bedient wurde.

Neu für mich waren roter Saft aus Kartoffeln und Kochbananen-Porridge. Außerdem gab es das unvermeidliche Farinha, trockene Maniok-Kügelchen, die wirklich zu allem gegessen werden. Anfangs konnte ich mich dafür gar nicht begeistern, aber später wurden sie zu dem Nahrungsmittel, das ich am meisten vermisste.

Meinem Einwand, dass ich eigentlich kein Vater sei, wurde mit „... aber du hast doch vor, mal Vater zu werden, oder etwa nicht?“, gastfreundlich widersprochen, und schon wurde mein noch halb voller Teller wieder bis an den Rand aufgefüllt.

In den darauffolgenden Tagen revanchierte ich mich, indem ich den Kindern etwas von meinem Seil schenkte und ihnen Seemannsknoten beibrachte. Den Erwachsenen half ich beim Goldsuchen.



Zu einer wegen der Pläne des Kaufberaters einberufenen Dorfversammlung kam auch der Häuptling einiger anderer Dörfer. Auf seinem Rückweg würde er auch St. Juan passieren – den Ort, in dem von Zeit zu Zeit der Hubschrauber landete. Deshalb bat ich darum, mich ihm anschließen zu dürfen.

Der Häuptling war Mitte 50, von Kopf bis Fuß in Camouflage gekleidet und ließ sich einen Salvador-Dalí-Schnurrbart stehen. Obwohl er nicht mehr der Jüngste war, eine Machete und einen 8-Liter-Dieselmanister bei sich trug, ging er so rasch durch das bergige Gelände, dass ich mit meinem über 35 Kilo schweren Rucksack nur mit Mühe Schritt halten konnte.

„Haben wir es eilig?“, keuchte ich nach einiger Zeit, als ich merkte, dass ich wirklich Schwierigkeiten bekam.

„Ja, deswegen“, erklärte er und deutete auf die Regenwolken, die den Berg oberhalb von uns verdeckten. „Durch den Regen wird der Fluss, den wir überqueren müssen, bald so reißend sein, dass tagelang kein Hinüberkommen mehr möglich ist. Also los, weiter!“

Ich biss die Zähne zusammen und eilte weiter hinter dem Häuptling her. Zwar war ich mir ziemlich sicher, dass ich dieses Tempo nicht lange durchhalten konnte, aber ich wollte auch nicht schuld daran sein, dass der Häuptling es nicht mehr rechtzeitig über den Fluss schaffte. Und ihn vorgehen lassen und allein und orientierungslos in der Wildnis zurückzubleiben war auch keine Option. Deswegen bin ich so an meine körperlichen Grenzen gegangen wie sonst selten in meinem Leben. In sage und schreibe zweieinhalb Stunden ohne Pause legten wir eine Strecke von 16 Kilometern zurück – ich mit 35 Kilo Zusatzgewicht auf dem Rücken und über Stock und Stein.

Als wir den Fluss erreichten, über den wir mit einem Boot nach St. Juan übersetzen würden, fiel ich auf die Knie und steckte meinen Kopf ins Wasser wie ein Kamel. Das von Pflanzen dunkel gefärbte, aber klare Wasser schmeckte herrlich frisch und war für meine durstige Kehle sogar noch zehn Mal besser als eine kühle Limonade.



In St. Juan angekommen stöberte ich den Ortsvorsteher auf und fragte ihn nach dem Hubschrauber. Er machte mir durchaus Hoffnungen: „Auf dem Hinweg transportiert der Pilot Kraftstoff, Essen und andere Güter. Auf dem Rückweg nimmt er dann manchmal Leute mit.“

„Und wann kommt er?“

„Eigentlich ist er schon überfällig. Halte also deine Sachen bereit, denn wenn er kommt, bleibt er nicht länger als ein paar Minuten“, empfahl er mir.

Obwohl ich ständig in Bereitschaft war, verstrich ein Tag nach dem anderen, ohne dass der Hubschrauber eintraf. Neben vielen Gesprächen mit den Einwohnern, denen ich bei ihren verschiedenen Tätigkeiten half, nutzte ich die Wartezeit auch für etwas anderes: Ich hatte eine kleine Taschenbibel mit auf die Reise genommen, mit dem Vorsatz, sie unterwegs einmal komplett durchzulesen. Es interessierte mich einfach, warum die Bibel das meistgelesene Buch der Welt ist, und ich fand, es sei ein Stück Allgemeinbildung, zu wissen, was eigentlich darin steht. Warum fanden berühmte Denker wie Immanuel Kant darin „unendlich mehr Klarheit und tiefere Wahrheit als in allen Schriften aller Philosophen zusammen“?¹

Ich fing also an zu lesen – zuerst im Neuen Testament, weil mir das leichter verständlich schien. Aber entweder haben sich Kants Philosophen sehr unklar ausgedrückt, oder ich war noch nicht weit genug. Denn statt tiefer Wahrheiten fand ich neben einigen Weisheiten und Widersprüchen vor allem Fragen, die ich mir alle aufschrieb.

Nach neun Tagen mischten sich in das Geprassel des am Morgen einsetzenden leichten Regens endlich auch Rotorengeräusche.

„Ist das ...?“

„Ja, das ist der Helikopter. Beeil dich!“, rief ein Kolumbianer, der mich zum Frühstück eingeladen hatte. Ich hatte ihm in den vergangenen Tagen beim Goldsuchen geholfen. Wir umarmten uns schnell, und ich rannte durch den Regen zum Landeplatz.

Trotz des Regens war die Aussicht über den unberührten Dschungel unfassbar beeindruckend! Von dem Lärm der Propeller überdeckt rutschten mir euphorische „Oh“ und „Wow!“-Ausrufe heraus, bis wir nach etwa 20 Minuten in einem kleinen Dorf in Venezuela wieder landeten.

„Pass gut auf dich auf. In dieser Gegend gibt es gefährliche Leute“, hatte mich der Pilot noch gewarnt.

Es mochte angesichts dieser Worte unangemessen gewirkt haben, aber noch immer klebte mir ein breites Grinsen im Gesicht. Mit einem Helikopter über so eine tolle Region zu fliegen war einfach zu genial gewesen!

Außerdem war ich inzwischen gegen solche Warnungen schon ziemlich immun geworden. Denn in so ziemlich jedem Ort, in dem ich bisher gewesen war, hatte man mir erklärt, dass es in der nächsten Stadt „sehr gefährlich“ sei. In Venezuela wurde ich davor gewarnt, bloß nicht nach Brasilien zu reisen, in Brasilien schlug man die Hände über dem Kopf zusammen, weil ich nach Bolivien wollte, und in Bolivien war man überzeugt, dass nur Lebensmüde freiwillig nach Peru fahren würden. Tatsächlich bin ich aber auf meiner gesamten Reise nicht ein einziges Mal ernsthaft bedroht, ausgeraubt oder gar angegriffen worden.



„Alles, was du in den Hosentaschen hast, auf den Tisch, Gringo!“, bellte mich der Kontrolleur der Guardia in einem kleinen Seitenraum an.

Wie auch schon zuvor hatte ich in Venezuela aufgrund der schon fast vernachlässigenswert günstigen Preise den Bus genommen. Doch dann war ich auf dem Weg nach Santa Elena, einer kleinen Stadt an der Grenze Brasiliens, von dem Kontrolleur aus dem Bus gezogen und in das Wachhäuschen gebracht worden.

Die anderen Dinge keines Blickes würdigend griff der Polizist nach meiner Geldbörse und zählte den Inhalt. „Mehr hast du nicht?!“

„Brauche ich denn mehr?“, wick ich aus. Auf so eine Nummer war ich vorbereitet gewesen und hatte mir alle größeren Scheine in eine eingenähte Tasche in meiner Unterhose gesteckt.

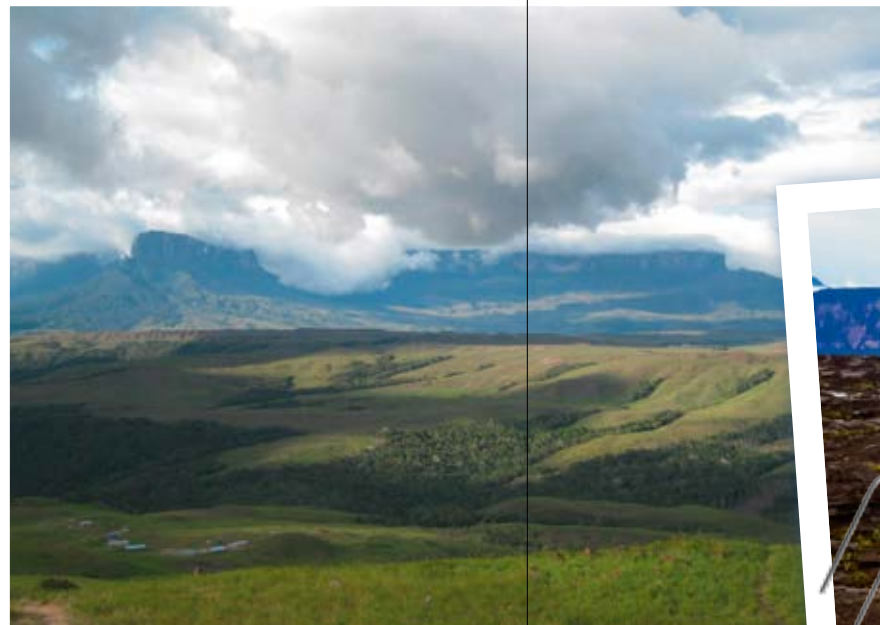


Grummelnd blätterte der Beamte meinen Pass durch, und mir rutschte das Herz in die Hose. Da ich ja über die Grenze „hubschraubergetrampt“ und dieser mitten im Niemandsland gelandet war, hatten wir nun mal keine venezolanischen Grenzposten passiert, bei denen ich mein Visum hätte abstempeln lassen können. Ich befand mich also notgedrungen illegal im Land, und das konnte je nach Laune des Grenzpostens ziemlich unschön für mich ausgehen.

Doch der Mann hatte entweder wirklich keine Ahnung, wonach er schauen musste, oder es war ihm egal – auf jeden Fall wurde ich mit einem kurzen „Gut, das war’s!“ schnell entlassen und konnte wieder einmal mein Glück kaum fassen.

Juli 2014

Mein nächstes Etappenziel in Brasilien war der Roraima, ein Tafelberg, der den berühmten Autor Arthur Conan Doyle (der auch der geistige Vater von Sherlock Holmes war) zu dem Buch *Die verlorene Welt* inspiriert hatte. Über Jahrtausende hinweg von der restlichen Welt isoliert hatte sich auf dem Hochplateau des Roraima eine einzigartige Tier- und Pflanzenwelt entwickelt. Alle Beschreibungen dieses Berges klangen so beeindruckend, dass ich dafür meine ursprüngliche Idee aufgegeben hatte, das Fußballweltmeisterschaftsfinale in Brasilien anzuschauen.



Mund dastand und aussah, als arbeitete er gerade an einer schwierigen Matheaufgabe. „Always look on the bright side of life“, setzte ich scherzhaft singend noch einen obendrauf und klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter.

Ich deckte mich also mit mehreren Kilo Haferflocken und Linsen ein und brach zum Roraima auf. In Parai-Tepui, dem letzten größeren Ort vor dem Berg, suchte ich mir einen Guide, und dort schloss sich uns noch ein junger Brasilianer namens Felipe an, der ebenfalls auf den Roraima wollte.

Um drei Tage auf dem Berg verbringen zu können, legten wir die Distanz von zwei Tagesetappen am Stück zurück. Es regnete viel, und was von unserem Zeug die Schauer nicht durchnässt hatten, schafften dann die vom vielen Niederschlag angeschwollenen Flüsse, die wir passieren mussten. Trotz allem war die Landschaft ein Traum.

Als ich bei einer Anhöhe die Aussicht genoss, lief im Abstand von wenigen Zentimetern ein Ameisenbär an mir vorbei. Zum einen war ich begeistert, dieses Tier aus nächster Nähe zu erleben, und zum anderen völlig belustigt, weil der Kopf fast so aussieht wie das Ende.

„Heute spielt Brasilien gegen Deutschland“, schnaufte Felipe hinter mir. Ich drehte mich zu ihm um. „Und, was meinst du, wer gewinnt?“

„Wenn es Deutschland wird, kannst du den Abstieg vergessen!“, gab er grinsend zurück.

„Sieben zu eins für Deutschland“, antwortete uns eine entgegenkommende Gruppe auf die Frage nach dem Ergebnis des WM-Spiels.

Felipe und ich brachen in Gelächter aus. „Nee, nun mal ehrlich. Was war das Ergebnis?“

„Sieben zu eins für Deutschland“, wiederholten sie.

Ich spähte zu meinem brasilianischen Freund hinüber, der mit offenem







Sowohl Felipe als auch der Guide hatten viel zu wenig Verpflegung mitgenommen; da konnte ich mit meinen Haferflockensäcken zum Glück Abhilfe schaffen. Für die Linsen mit einer pikanten, lokalen Ameisensoße, von denen ich die vorangegangenen Tage praktisch gelebt hatte, fehlte uns ein Kocher, und die Witterungsverhältnisse erlaubten es nicht, ein Feuer im Freien zu machen. Dreimal täglich aßen wir also Haferflocken und anschließend für den Geschmack etwas Thunfisch oder Sardinen von Felipe als Dessert. Wasser und Gelegenheiten, die Trinkflaschen aufzufüllen, gab es überall mehr als genug.

Der Regen dauerte an, doch wir kraxelten auch am nächsten Morgen gut gelaunt weiter. Je höher wir gelangen, desto kühler wurde es, und auf dem kleinen bewachsenen Streifen, der uns den Aufstieg ermöglichte und „die Rampe“ genannt wird, durchquerten wir dichte morastige Vegetation mit bleichen, von moosbewachsenen Bäumen herabhängenden Pflanzen.

Kurz nach Mittag gelangten wir über den Rand hinweg auf die Hochebene, und wie zum Willkommensgruß zeigte sich für einige Minuten die Sonne. Der Anblick war einfach außerhalb von dieser Welt, als wäre man auf einem anderen Planeten gelandet! Die Hochebene war wild, mit hohen Felsen und tiefen Spalten in einzigartigen Formationen, durch die sich kleine Bäche ihren Weg zu den hinter dem Abgrund lauenden Wolken bahnten. Dazwischen kleideten sich sumpftartige Gräser und Blumen in durch die starke Sonneneinstrahlung begünstigte dunkle, aber kräftige Farben von Grün über Gelb bis Orange, Rot und Schwarz.

Es war mucksmäuschenstill, und auf unserem Weg zu einer hochgelegenen offenen Höhle, in der wir vor Regen geschützt unser Lager aufschlugen, begegneten uns lediglich ein paar winzige Frösche und Skorpione. Frierend und bis auf die Knochen durchweicht verbrachten wir den restlichen Nachmittag damit, unsere Sachen zu trocknen und uns aufzuwärmen.

Felipe und ich machten uns trotz des Wetters auf den langen Weg zum Punto Triple, wo sich auf dem Roraima die Grenzen Brasiliens, Guyanas und Venezuelas treffen. Und wir wurden nicht enttäuscht!

Zwar beschränkte trotz des Regens dichter Nebel unsere Sicht auf gerade einmal etwa 30 Meter im Umkreis, aber die vielen wie aus dem nichts auftau-

chenden Bäche, Krater, Grotten und weiß schimmernden Bergkristallgärten waren der Hammer! Darüber vergaß man fast, dass sich uns das alles in etwa 2.500 Metern Höhe darbot.



„Und jetzt habe ich eine kleine Überraschung für dich ...“, lächelte mich Felipe an, während sich die Gruppe der Dorfbewohner wieder auflöste.

Am Vorabend waren wir wieder nach Parai-Tepui zurückgekehrt und hatten gerade mit etwa 15 Indios gemeinsam um einen winzigen Röhrenfernseher gedrängt das Fußballweltmeisterschaftsfinale angeschaut. Und obwohl alle anderen ausnahmslos Argentinien favorisiert hatten, hatte ich mein Heimatland aus voller Kehle unterstützt, was mir aber zum Glück niemand übelnahm.



„NEIN! NEIN! WEG MIT EUCH!“, schoss Felipe plötzlich brüllend an mir vorbei den Hügel hinunter und scheuchte die in seinen Rucksack verbissenen Hunde weg. „Das schöne Brot! Ich habe es extra unauffällig bei den Indios eingekauft, um dir damit eine Freude zu machen!“

Das in seiner Tasche klaffende, etwa handgroße Loch schien ihn gar nicht zu interessieren. Schimpfend sammelte er die zerstreuten Brotreste vom Boden auf.

„Immer noch besser als nichts“, sagte ich und schnappte mir meine Wasserflasche, um den Sabber der Vierbeiner abzuwaschen. Zwar schmeckte das Maniok-Brot eigentlich ziemlich fade, aber nach fünf Tagen dreimal täglich Haferflocken mit Wasser dachte ich nicht im Traum daran, etwas davon wegzuworfen.

„Mach am besten einfach alles nass. Dann wissen wir nicht mehr, was die Hunde im Maul hatten und was nicht“, schlug Felipe vor, und wenig später

saßen wir nebeneinander, kauten die labbrig-feuchte Speise und berieten, wie es weitergehen sollte.

Felipe hatte vor, nach Mexiko zu trampen; inspiriert von meinen Geschichten wollte er dort nun seinerseits nach einer Bootspassage durch das Karibische Meer suchen. (Drei Monate später gelang es ihm dann auch). Ich wollte zum Amazonas aufbrechen und mich über den Nordosten Brasiliens nach Süden bewegen, um dann bis Ende Oktober über Bolivien nach Peru zu gelangen. Wilfried, der Couchsurfer aus Paris, mit dem ich seither Kontakt gehalten hatte, wollte dort für zweieinhalb Wochen zu mir stoßen.

„Wenn du nach São Paulo kommst, kannst du bei meiner Familie wohnen!“, lud mich Felipe stellvertretend ein. „Meine Mutter liebt es, Leute zu bekochen.“

„Dann mache ich das todsicher!“, lachte ich, drückte mir den letzten Bissen in den Mund und schlug mir die nassen Krümel von den Händen.

August 2014

Der Amazonas war bei Manaus ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Statt unberührten Regenwald, wie ich ihn in Venezuela und Guyana erlebt hatte, gab es hier vor allem eines: Wasser. So viel davon, dass die andere Uferseite häufig außer Sicht geriet und man meinen konnte, man befände



sich auf dem Meer. Wenn ein weiterer, anders gefärbter Fluss auf den ersten traf, bildete sich zwischen den beiden eine deutlich sichtbare Grenze, die wie ein Riss in der Wasseroberfläche aussah.

Es war stickig, und entweder schwitzte man in langer Kleidung wie in einer Sauna – oder man ließ sich von den im Sumpf bestens gedeihenden Stechmückenwolken „ganzkörperätowieren“.

Gott sei Dank hatte ich inzwischen ein rosafarbenes Moskitonetz geschenkt bekommen. Das passte zwar nicht zu dem Camouflage-Muster meiner Hängematte, mit der ich das Moskitonetz zum Schlafen kombinierte, aber dafür umso besser zum Blümchenbettlaken – und es hielt die Plage fern.

Auf dem südamerikanischen Kontinent machte ich viele interessante Essens-Erfahrungen. Unter anderem probierte ich zum ersten Mal Gürteltier und Seekuh. Vor allem aber lernte ich immer neue Früchte in den fantasievollsten Farben und Formen kennen, die ich nie zuvor und nie wieder danach gesehen oder geschmeckt habe. Viele davon konnte man auch außerhalb der Saison in Form von Eiscreme genießen. Unglaublich, wie viele Dinge unsere Erde zu bieten hat, von denen ich nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte!

Doch nicht nur kulinarisch, auch in Sachen Gastfreundschaft hatte ich in Südamerika generell und in Brasilien ganz besonders komplett neue Maßstäbe kennengelernt. Obwohl die Leute hier aufgrund des stärkeren urbanen Einflusses schon ein bisschen weniger offen gegenüber Unbekannten waren, als ich es auf dem Land erlebt hatte, waren sie noch immer derart warmherzig, dass sie jeden Fremden sofort zu sich nach Hause einluden.

„Não vai não rapaz. Fica um pouco mais!“ (*Geh nicht, Junge. Bleib noch ein wenig!*), wurde zu einem Satz, den ich in Brasilien häufig hörte und mit dem meine Gastgeber mich überredeten, noch eine Woche länger zu bleiben, dann noch eine und noch eine, bis ich schließlich einen kompletten Monat dort war, obwohl ich ursprünglich nur drei Tage hatte bleiben wollen.

Dieser vertrauensvolle und familiäre Umgang ist im Norden Brasiliens einfach Teil der Kultur. Und zwar einer, den ich ganz klar auch übernehmen wollte. Wir Deutschen neigen ja eher zu Misstrauen und Zurückhaltung, was Fremde angeht – aber spätestens in Südamerika ist mir eines ganz klar geworden, was sich im weiteren Verlauf meiner Reise immer wieder bestätigen sollte: Die allermeisten Menschen auf der Welt sind nett und wollen einfach nur ein gutes Leben leben. Natürlich gibt es auch Schurken, aber die sind ganz eindeutig in der Minderheit.

Wenn man also Fremden gegenüber allzu ablehnend ist, ist die Wahrscheinlichkeit, dass man eine tolle Begegnung mit einem netten Menschen verpasst, viel größer als die, an einen fiesen Typen zu geraten und einen Nachteil zu haben.

Das soll natürlich keine Aufforderung zum Leichtsinn sein. Ich kann aber die Gelegenheiten an einer Hand abzählen, bei denen mir jemand komisch vorkam. Dann habe ich mich meist mit dieser Person eine Weile unterhalten und mit Hilfe von einigen gezielten Fragen schnell ein Gefühl dafür entwickelt, ob derjenige etwas im Schilde führte.

„Wo kommst du her?“, fragte mich einmal ein Fremder auf der Straße, als ich gerade die Tür einer Apotheke hinter mir zuzog. Ich hatte mich mit Moskitospray eingedeckt, da die Malaria-Prophylaxe nur gegen jeweils einen von insgesamt fünf verschiedenen Malaria-Typen wirkt. Moskitonetze, lange Kleidung und Mückenspray sind da viel effektiver – wer nicht gestochen wird, hat nichts zu befürchten.

Obwohl die Frage des Fremden nach einer „Ich möchte dir was verkaufen“-Einleitung klang, ließ ich mich auf das Gespräch ein.

„Oh, Deutschland. Ich habe einen Freund, der aus Deutschland kommt“, sagte er und reichte mir eine Zigarette.

„So? Wo denn aus Deutschland?“

„Aus ... der Hauptstadt ...“

„Frankfurt?“, testete ich ihn.

„Ja, aus Frankfurt!“

„Und wie heißt er?“

„Wie war noch gleich sein Name ...“, grübelte er und mir war bereits klar, dass die Mein-Freund-aus-deinem-Land-Nummer der ungeschickte Versuch war, mich einzuwickeln.

„Hier ist es gefährlich. Du musst aufpassen, dass du nicht ausgeraubt wirst“, lenkte er ab.

In meinem Inneren leuchtete nun ein gelbes Warnblinklicht auf. Schon der zweite Versuch, vertrauenerweckend zu erscheinen. Fehlte nur noch, dass er sich als religiös ausgab, und er hätte alle Standard-Maschen gebracht.

„Ich bring dich zu meiner Schwester. Da kannst du wohnen, wir zeigen dich herum und passen auf dich auf.“

Meine Warnleuchte veränderte sich von Gelb zu Rot. Er forderte mich auf, ihm zu folgen, und betonte wieder, dass ihm angeblich viel an meiner Sicherheit läge. Doch das kaufte ich ihm nicht ab. „Und wo wohnt deine Schwester?“

„Nur einige Straßen weiter. Komm mit.“

Als ich wieder ablehnte, wurde er immer aufdringlicher und aggressiver. Schließlich packte er mich am Arm und wollte mich mit sich zerren. Ich blieb höflich, wurde aber laut, bis er mich losließ und fluchend davonzog.

September 2014

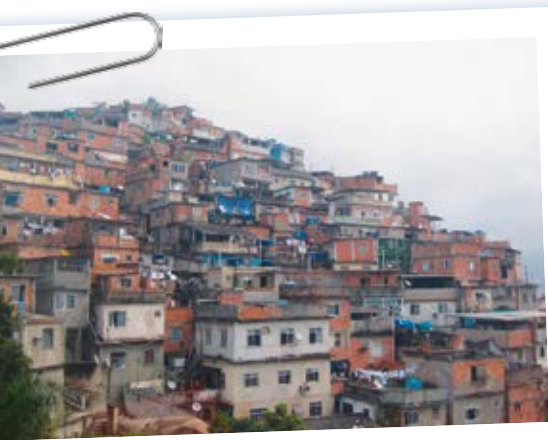
Dem Tipp eines Einheimischen folgend sah ich mir noch den berühmten Strand von Jericoacoara an, der wegen des geringen Niederschlags nicht das Kokospalmen-Strandparadies war, das ich mir vorgestellt hatte. Was ihn aber absolut einzigartig machte, war die Umgebung. Traumhafte Lagunen reihten sich aneinander, in denen Seepferdchen und Kugelfische lebten, und dahinter lagen die berühmten Wanderdünen, von denen die größten die Möglichkeit boten, über hundert Meter mit einem Snowboard herunterzufahren. Von dort aus trampfte ich in sechs Tagen die Ostküste hinunter nach Rio de Janeiro, in dessen Ausläufern ich an einem frühen Morgen ankam.

Während der langen Zeit ohne Kontakt zur Außenwelt, in der ich mich in den Goldgräbergebieten Guyanas befunden hatte, hatte meine Mutter bereits zum zweiten Mal die Angst ausgestanden, mich vielleicht niemals lebend wiederzusehen. Besorgt hatte sie einem brasilianischen Bekannten einen GPS-Tracker mitgegeben, den er mit nach Rio nahm. Diesen holte ich mir nun zusammen mit einem Extrapaar Socken ab und konnte von da an über Satellit meine Familie wissen lassen, ob es mir gut ging oder ob ich Hilfe brauchte.

Was die meisten von uns aus dem Fernsehen von Rio de Janeiro kennen, ist lediglich die Stadt am Eingang der Bucht selber, während es in Wahrheit ein dicht besiedelter Staat von der Größe Niedersachsens ist. Größtenteils



besteht er aus „Favelas“, den Armenvierteln, deren baufällige Hütten innen meist mit Fernseher, Kühlschrank, Herd und nicht selten sogar Klimaanlage ausgestattet sind. Die ersten Favelas sollen entstanden sein, als im 19. Jahrhundert die freigelassenen Sklaven sich an den als unbewohnbar geltenden Steilhängen ansiedelten.



Das deutsche Fußballnationalteam hatte sich im Rahmen der WM in Sozialprojekten engagiert und einen guten Eindruck hinterlassen, und da Brasilien und Argentinien sich ähnlich wenig leiden können

wie die Düsseldorfer und die Kölner, hatte man hier nach Brasiliens Ausscheiden ausnahmslos Deutschland favorisiert, wie man mir überall erzählte.

Am Abend erreichte ich die WG, in der ich während meines Aufenthalts in Rio wohnen durfte. Von dort aus erkundete ich die Stadt, die ich schon seit meiner Kindheit einmal live und in Farbe erleben wollen. Der Meerblick war unbezahlbar, und die vielen kleinen Treppenaufgänge und Gassen, in denen nachts die ganze Nachbarschaft zu Musik, Tanz und Wein oder Bier und dem extrem günstigen und beliebten Cachaça „51“ zusammenkam, sprühten vor Leben.

Oktober 2014

Obwohl ich mich bereits früh auf den Weg gemacht hatte, musste ich an einer Tankstelle an der Schnellstraße 116 nach São Paulo ganze zehn Stunden warten, bevor mich ein Truck bis zur nächsten Metropole mitnahm. Hätte mich das zu Beginn meiner Reise noch ziemlich fertig gemacht, war ich mittlerweile in Geduld geübt und ganz sicher: *Irgendwann kommt schon einer.* Und so war es auch.

In São Paulo nahm mich tatsächlich die Familie von Felipe auf, mit dem ich auf dem Roraima gewesen war. Felipes Befürchtung: „Meine Familie ersetzt mich sicher einfach durch dich!“, bestätigte sich dabei nur zum Teil. Zumindest seinen Sitzplatz am Küchentisch nahm ich ein. Damit, dass seine Mutter das Kochen liebte, hatte Felipe jedoch uneingeschränkt recht. Sie brachte sogar mich mit meinem „Magen ohne Boden“ zur bedingungslosen Kapitulation!

Mit Unmengen Proviant eingedeckt setzte ich schließlich zu der längsten Reise per Anhalter an, die ich je an einem Stück machen sollte. In elf Tagen würde Wilfried aus Paris in Peru eintreffen, und ich musste bis dahin die rund 3.700 Kilometer von São Paulo nach Cuzco zurücklegen. Was immerhin fast ein Zehntel des Erdumfangs ist und rund ein Drittel der Entfernung nach Deutschland.

Von dort hatte ich außerdem gerade die unschöne Nachricht erhalten, dass ich umgehend nach Hause kommen müsste, was mein Ziel einer Weltumrundung ohne Flugzeug massivst gefährdete. In meiner Abwesenheit hatte meine Familie das Haus meiner Kindheit verlassen und war an einen anderen Ort umgezogen. Das allein machte mir schon ein wenig zu schaffen, da ich mein ganzes Leben in diesem Haus verbracht hatte. Für mich war es untrennbar mit dem Begriff „Heimat“ verbunden, und wenn ich an „zu Hause“ dachte, hatte ich immer dieses Haus vor Augen.

Doch das Kappen dieses letzten Bandes mit Deutschland wurde jetzt unverhofft zu einem größeren Problem, denn auch mein Wohnsitz musste bei den betreffenden Gemeinden gemeldet werden. Dies ging laut Rechtsberater leider nur mit meiner persönlichen Anwesenheit. Für eine Vertretung durch eine bevollmächtigte Person sei eine Reise keine zulässige Begründung, hatte man meinen Eltern mitgeteilt. Bei Nichtbeachtung würden hohe Geldstrafen fällig, und das Zeitfenster sei begrenzt. Immerhin aber groß genug, um das Problem noch bis Peru aufzuschieben.



Nur noch neun Tage bis zum Treffen in Peru. „Du könntest bei mir zu Hause duschen“, schlug mir der Besitzer eines Kleinwagens vor, der mich näher an die Grenze brachte. Ich schaute an mir herab und es stand außer Zweifel,

dass ich eine Dusche mehr als nötig hatte! Bei seinem Angebot hatte mein geschniegeltes Gegenüber in seinem himmelblauen Polo-Shirt mich aber derart lasziv angestarrt, dass ich seine Hintergedanken beinahe lesen konnte.

„Schon okay, danke!“

„Bist du sicher? Mein Badezimmer hat noch einiges mehr zu bieten ...“ Und noch bevor ich darauf was erwidern konnte, fuhr mir seine Hand, mit einer raschen Bewegung in den Schritt. Und griff zu.

„HEEY!“ Ähnlich schnell, wie seine Hand dort angekommen war, schlug ich sie wieder zurück. Es war leider nicht das erste Mal, dass mir so etwas in Brasilien passierte, und für diesen unverschämten Übergriff hätte ich ihm früher ohne nachzudenken sofort eine gezimmert. Aber mittlerweile hatte ich mich schon etwas mehr mit dem Thema Glauben auseinandergesetzt und war mir ziemlich sicher, dass das nicht die Botschaft der Nächstenliebe gewesen wäre, nach der ich leben wollte. Deswegen verließ ich bei nächster Gelegenheit mit einem höflichen Wort des Abschieds das Auto und suchte mir ein anderes Fahrzeug.



„Bienvenido en Bolivia“, begrüßte mich ein großes blaues Straßenschild, und keine hundert Meter weiter am Bürgersteig, in den Schatten zweier Bäume gehängt, stärkte ich mich wie gewohnt mit einer Portion Haferflocken und Wasser. Die Leute sahen schon hier bereits komplett anders aus als die Brasilianer. *Fast wie die Warao*, dachte ich. Das war nicht sehr verwunderlich, denn über 60 Prozent der bolivianischen Bevölkerung stammen von den Ureinwohnern ab. Mir fiel auf, dass viele Leute mit dick angeschwollenen Wangen herumliefen, und das erregte mein Mitleid. Die zahnmedizinische Versorgung musste ja in Bolivien wirklich grauenhaft sein!

Ich hatte mir eine Stelle ausgesucht, an der viele Fernfahrer Pause machten. Die Distanzen in Südamerika sind normalerweise so groß, dass die Einwohner für kurze Strecken entweder Reisebusse oder für längere Flugzeuge nehmen, aber kaum einer mit einem Privatauto fährt. Weil es nur sehr wenige Bahnstrecken gibt, wird die Logistik fast ausschließlich über LKWs abgewickelt, die deswegen in Südamerika die beste Möglichkeit darstellen, per Anhalter zu fahren.

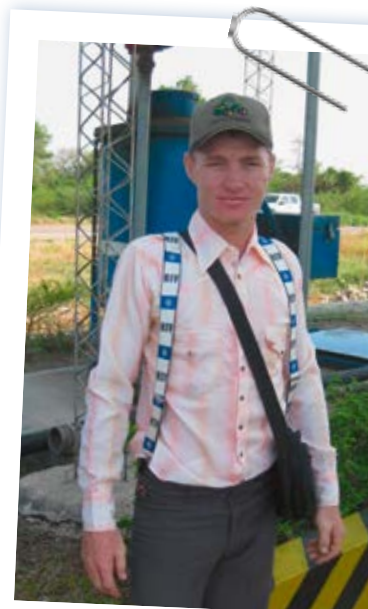
Da die Trucks erst am Abend eintreffen sollten, versuchte ich ein Nickerchen zu machen, um die heißeste Tageszeit zu überdauern. Während ich in der Hängematte so vor mich hindöste, hielt direkt neben mir ein 12 Meter langer weißer Transporter zwecks Fahrerwechsel. Ich nutzte die Gelegenheit, die zwei Insassen nach einer Mitfahrgelegenheit nach Santa Cruz zu fragen, und sie akzeptierten. So startete ich mit einem der beiden, einem Mitte 40-jährigen Brasilianer namens Paulo, zu der über 700 Kilometer langen Etappe. Er hatte einen Umzug geladen und den Auftrag des anderen als Vertretung übernommen.

Die an uns vorbeiziehende Landschaft war recht dünn besiedelt und mit Buschwerk bewachsen, gelegentlichen ragten daraus Felsplateaus hervor.

„In diesem Gebiet haben die Koka-Bauern ihre Plantagen.“ Damit deutete Paulo auf einige von grünem Gestrüpp geschützte Felder. Wenn auch die Pflanzen und Blätter in diesem Land legal sind, so bleibt der Handel mit dem daraus gewonnenen Kokain verboten. Was aber aufgrund der Korruption schwer zu kontrollieren ist. Die Droge ist deswegen trotz allem so günstig zu haben, dass die brasilianische Seite fast schon zu so etwas wie einer Pilgerstätte der Junkies geworden ist und Suchtopfer, die herumschreien und völlig den Verstand verloren haben, zum ganz normalen Alltagsbild gehören.

Auf die Kokaplantagen folgte eine sehr flache und eintönige Steppenlandschaft, durch die wir stundenlang fuhren. Riesige Schilder am Straßenrand warben für Soja-Saatgut und Düngemittel. Nach einer gefühlten Ewigkeit hielten wir an einer Tankstelle, und dort hatte ich eine denkwürdige Begegnung.

Auf einer kleinen Mauer saß wartend ein hellhäutiger junger Mann mit grauer langer Stoffhose, rot-weiß kariertem Hemd und HSV-Hosenträgern. Ich musste bei seinem Anblick mehrmals blinzeln, so sehr fühlte ich mich in ein Dorf in Norddeutschland versetzt. Zu allem Überfluss sprach er mich dann auch noch mit der vertrauten plattdeutschen Begrüßungsfloskel „Moin, moin!“ an, was die Skurrilität der Situation noch krasser machte. Es klang nur ein bisschen anders, als man



diesen mittlerweile aussterbenden Dialekt bei uns benutzt. Er erzählte mir, dass seine Urgroßeltern um den zweiten Weltkrieg herum zusammen mit anderen Landwirten nach Mexiko und von dort nach Bolivien ausgewandert waren, wo sie in bäuerlichen Kolonien ihre Traditionen pflegten. Sie trugen weiter norddeutsche Kleidung, heirateten meist unter sich, fuhren in Pferdekutschen herum und legten sogar bei der Architektur ihrer Höfe Wert auf eine deutsche Note. Ich assoziierte sie gedanklich mit den Amischen, aber der junge Mann erklärte mir, bei ihnen hätte das Ganze mit Religion nichts zu tun. Ich denke trotzdem, dass es sich bei seinen Leuten um Mennoniten gehandelt haben könnte. Einfach unfassbar, dass es komplett norddeutsche Städte bis heute noch mitten in Südamerika gibt. Zu meinem Erstaunen waren sie sogar um einiges norddeutscher als ich. Sie trugen typisch norddeutsche Kleidung und sprachen wesentlich besser Plattdeutsch. Nur lebten sie im falschen Land. Weit weg von Deichen, Leuchttürmen und Wattenmeer. *Ach, Norddeutschland, eines Tages sehe ich dich wieder.*



Hundert Kilometer vor unserem Ziel machten wir Pause, um zu schlafen, und fuhren zwischen vier und fünf Uhr in der Frühe im Dunkeln wieder weiter. Aus irgendeinem Grund verblasste nach und nach das Licht der Scheinwerfer, bis es schließlich so schwach war, dass wir auf dem Seitenstreifen anhalten und bis zum Morgengrauen abwarten mussten.



Als Paulo dann den Motor starten wollte, tat sich nichts. „Das glaube ich ja wohl nicht! *Es ist alles einwandfrei. Du musst dich nur reinsetzen und losfahren*“, äffte Paulo seinen Kollegen nach, von dem er den Transporter übernommen hatte.

Wir winkten einen anderen Truck heran, der uns half, die Batterie mit seiner zu überbrücken, und erfreuten uns gerade

wieder einer Viertelstunde Fahrt, da leitete uns ein Polizist in eine Straßenkontrolle. „Sieht alles okay aus“, sagte der Beamte nach einem Blick auf die Papiere und spähte flüchtig durch das Fenster ins Innere. „Das macht dann 70 Bolivianos (umgerechnet etwa 9 Euro).“

Das ist ja nett von ihm, so direkt den nötigen Bestechungspreis zu nennen, überlegte ich, auch wenn er sicherlich noch einen Ausländeraufschlag genommen hatte. Denn in dem ansonsten teureren Brasilien kaufte man die Verkehrspolizisten für 20 Real (etwa 7 Euro) sogar noch ein wenig günstiger.

Nachdem wir bezahlt hatten, fuhr Paulo an und ... würgte den Motor ab. Gezwungenermaßen warteten wir abermals eine halbe Stunde, bis ein Schwertransporter mit Flachzange kam, der uns Starthilfe leisten konnte.

Als sich nur 30 Kilometer weiter an einer Baustelle der Spaß wiederholte, war zum Glück ein Bagger nahe, um Abhilfe zu schaffen. „Wir sind ja nicht etwa unter Termindruck“, knirschte Paulo sarkastisch mit den Zähnen, als uns schon wieder eine Polizeikontrolle herauszog.

„... und wo ist der Erste-Hilfe-Kasten?“

Wir fanden keinen.

„Mitkommen.“ Zackig geleitete uns der Bolivianer zum Wachhäuschen, und ich beobachtete, wie Paulo hinter mir versteckt an seiner Hose herumfummelte. „Das ist ein schwerwiegender Verstoß gegen die Verkehrsordnung, zweitausend Bolivianos sind als Strafe noch ein Gefallen von mir!“

„Zweitausend?!“, jammerte mein Fahrer und erklärte, dass er doch nur einen kranken Mann hatte vertreten wollen. Er erzählte auch von der anderen Polizeikontrolle, und als er beim Problem mit der Elektrik angekommen war, hatte er schon fast Tränen in den Augen. „Man hat mir gerade genug Geld für ein Mittagessen mitgegeben.“

„Und was ist mit dem da?“, zeigte der Beamte schroff auf mich.

Zur Antwort steckte ich ein paar Finger durch die Löcher in meinem Oberteil.

„Der schläft auf der Straße, von dem können Sie nichts erwarten“, verteidigte mich Paulo. „Ich habe nur Geld für unser Mittagessen ...“

Hatte. Denn unser Gegenüber griff nach der Geldbörse und eignete sich alles an, was darin war. Dann kritzelte er etwas auf ein Blatt Papier und entließ uns. Wohlgermerkt ohne eine Rechnung oder Beleg.

„Wenn du Haferflocken magst, ich ...“

„Behalt dein Essen“, unterbrach mich Paulo, als wir in den Wagen stiegen, und kramte in seiner Gesäßtasche. Als er die daraus hervorgeholten Scheine wieder zurück in sein Portemonnaie legte, war von der trauererfüllten Miene keine Spur mehr zu sehen. *So ein gewiefter Kerl!*



Nach langem taktischem Einkreisen erreichten wir endlich den Zielort in Santa Cruz.

„Wo waren Sie denn so lange?!“, beschwerte sich der Empfänger, ein Ende 30-jähriger, sehr feminin wirkender Brasilianer.

„Lange Geschichte“, seufzte Paulo. „Wie machen wir das mit der Ladung?“

„Die bringen Sie mir ins Haus! Ihre Firma hat mir vertraglich zugesichert, dass Sie ...“

„*Calma, calma* – ganz ruhig bleiben. Ich regele das.“ Paulo zückte sein Mobiltelefon und entfernte sich etwas, um zu telefonieren.

Während gesellte sich der eben noch so aufgebrachte Brasilianer zu mir und begann geradeheraus mit mir zu flirten. Auch wenn ich ihm da nicht helfen konnte, bemühte ich mich, höflich und nett zu sein.

„Ich habe den Chef informiert. Er kommt selbst her und kümmert sich morgen um alles.“ Paulo wandte sich an mich. „Meinst du, du könntest so lange auf den Lastwagen aufpassen? Ich muss in zwölf Stunden in Brasilien bei der Arbeit sein.“

„Geht klar“ Ich blieb mit den Schlüsseln und dem Truck zurück und machte es mir zwischen dem Trittbrett und einer Straßenlaterne in meiner Hängematte gemütlich. Neben mir befand sich eine hohe, rot gestrichene Mauer, die zu einem privaten Wohnbezirk gehörte, dessen bewachter Eingang nur 50 Meter entfernt war. Der Mann vom Wachdienst hatte sich in einer Plastiktüte grüne Blätter mitgebracht, die er sich nach und nach in den Mund schob und in seiner Wange aufbewahrte, die dabei auf eine beachtliche Größe anwuchs. Die Leute hatten also gar keine Zahnprobleme!

„Was ist das für eine Pflanze?“, fragte ich den Bolivianer mit den typischen glatten schwarzen Haaren.

„Das sind Koka-Blätter“, nuschelte er und strich mit dem kleinen Finger ein weißes Pulver an den grünen Klumpen in seinem offenen Mund. „Das

Backpulver saugt das Kokain heraus und das macht wach und munter. Ohne Backpulver oder andere Katalysatoren wirkt es kaum, aber ältere Leute essen die Blätter auch pur gegen Magenbeschwerden.“

Später erfuhr ich, dass Koka auch gegen Höhenkrankheit wirken soll, gut für die Zähne sei und so viele positive Effekte ohne Nebenwirkungen hätte, dass es einen fast skeptisch macht. Ursprünglich hatten die Priester der Inkakultur es für religiöse Zwecke benutzt, und es ist auch noch heute fester Bestandteil der schamanischen Riten in Peru und Bolivien. Einige lesen in den Kokablättern wie bei uns Wahrsager auf dem Jahrmarkt in Tarotkarten. Andere bieten Touristen alte Rituale wie *Salla Huaska* zusammen mit psychoaktiven Substanzen wie das aus einem Kaktus gewonnene *San Pedro* illegal als „organische Drogentrips“ an, und in Jugendherbergen ist der unbedenkliche Koka-Tee ein absoluter Renner.

Ich hörte, dass die Koka-Pflanze erst in den Alltag integriert wurde, als die Kolonialherren feststellten, dass die Sklaven länger durchhielten und sich weniger beschwerten, wenn sie Koka kauten. Sozusagen das Ecstasy der Kolonialzeit!



Als auch am übernächsten Morgen der angekündigte Mann noch nicht eingetroffen war, entschloss ich mich, den Truck zurückzulassen und weiterzuziehen.

Da weder der Empfänger der Ladung noch der Typ vom Sicherheitsdienst gewillt war, den Schlüssel des Trucks an sich zu nehmen, schrieb ich eine Nachricht auf Portugiesisch und klebte sie von innen an die Scheibe. Darauf stand, dass sich der Schlüssel *unter dem Problem des Trucks* befände. In der Hoffnung, dass einerseits die Spanisch sprechenden Leute in Bolivien nicht schlau genug waren, um den mit Absicht kompliziert verfassten Text zu entziffern, und andererseits der zuständige Brasilianer pfiffig genug wäre, um darauf zu kommen, dass ich den Schlüssel unter der defekten Batterie platziert hatte.

Ganz wohl fühlte ich mich dennoch nicht, als ich meinen Rucksack schulterte und den Truck zurückließ. Wie diese Geschichte mit dem Lastwagen letzten Endes ausging, werde ich wohl nie erfahren.

Am Ortsrand von Santa Cruz bestieg ich den Bus von Buenos Aires in Argentinien nach Cochabamba in Bolivien. Nach einigen Stunden begann die erste Steigung, und die staubige Steppe verwandelte sich in tropische Wälder. Langsam wanden wir uns in Serpentinien höher in die Berge und stießen bald in die nebligen und verregneten Höhen der Anden vor, deren karge und felsige Landschaft kurze Gräser und Nadelbäume zierten. Ich fand den Anblick geradezu magisch und konnte mich nicht mehr von der Scheibe abwenden.



Von Cochabamba ging es weiter nach La Paz. Der Himmel ging gerade von Schwarz zu Stahlblau über, als wir dort ankamen, und gemeinsam mit einer in wollene Kleidung eingepackten Frau zog ich ihre klobigen weißen Plastiksäcke aus dem Gepäckfach des Busses. Über den dunklen Zöpfen trug sie auf dem Kopf eine kleine Melone, die unter den Frauen als Statussymbol gilt und *Chola* heißt. Je höher

der Hut und je feiner das Material, desto besser. Im Anklang daran werden die ländlichen Frauen, die diese Kopfbedeckungen tragen, generell als *Cholita* – kleine Chola – bezeichnet. Unter den westlich-modern gekleideten Leuten im Zentrum der Städte hat diese Bezeichnung aber einen abwertenden Beigeschmack.

Unter dem weiten Rock endeten ihre langen Strümpfe in schwarzen Schnallenschuhen. Die Frau bedankte sich mit einem Lächeln, bei dem einige Goldzähne hervorblinkten, und ich setzte meinen Rucksack auf und machte mich auf die Suche nach der Ausfahrt zur Grenze Perus.

Ohne dass ich es bemerkt hatte, hatte sich mein Atem beschleunigt und flach sog ich die kühle, nach Stein und Rauch schmeckende Höhenluft ein.

La Paz ist mit einer Höhe von 4.300 Metern die höchstgelegene Hauptstadt der Welt. Wobei auch die Stadt Sucre, in der die meisten Regierungsgebäude stehen, ebenso den Anspruch erhebt, eine Hauptstadt zu sein.

Der historische Stadtteil von La Paz liegt in einem Kessel, während das große moderne Gebiet auf dem höhergelegenen Rand, dem *Alto* liegt, was übersetzt *Hoch* heißt. Ich bestaunte die teilweise sehr bunten, in aberwitzigen Formen erbauten Fassaden, die an eine Mischung aus „Star Wars“-Kulisse und 70er-Jahre-Architektur erinnerten. So etwas hatte ich wirklich noch nie zuvor gesehen, und es ist einzigartig für Bolivien! Auf den flachen Dächern dieser abgefahrenen Gebäude, die meist als Warenhandel gebraucht werden, bauen sich die Besitzer dann gern noch ein westlich aussehendes Haus, das so gar nicht in die Gegend passt.



Von La Paz aus ging die Reise weiter in Richtung Peru. An uns vorbei glitten handbestellte Äcker, auf denen die Bauern Kartoffeln, Mais und Quinoa anbauen, ein ursprüngliches Getreide mit sehr hohem Nährstoffgehalt. Die spanischen Eroberer betrachteten es als „Arme-Leute-Essen“ und verfütterten es an die Tiere, weswegen die Einheimischen sich jahrzehntelang sträubten, es als Grundnahrungsmittel beizubehalten. Mittlerweile ist es in Europa schwer angesagt als „Healthfood“.

Zur Rechten erstreckte sich der still daliegende Titicacasee, und am Horizont leuchteten schneebedeckte Berggipfel. Die Straßen waren matschig, und niemand hielt sich an irgendwelche Verkehrsregeln. Wer zuerst bremst, und das meist nur wenige Zentimeter vor einem Zusammenstoß,

gewährt Vorfahrt. Wie später die Tuk-Tuks in Thailand waren auch hier die Taxis überdachte Motordreiräder oder sogar Fahrräder.



Die Menschen hatten große Ähnlichkeit mit den Leuten aus Bolivien, wenn gleich die Frauen hier keine Cholas trugen. Dafür aber bunt gestreifte Tücher namens *Aguillos*, in denen sie sowohl ihre Einkäufe als auch ihre Kinder auf dem Rücken transportierten.

Am Morgen nahm mich ein Trucker mit durch die atemberaubende Landschaft Perus bis auf hundert Kilometer an Cuzco heran. Zunächst war



das Land noch karg und weit, ohne Bäume, mit großen Wiesen, auf denen Lamas oder Alpakas grasten. An die Wände der Häuser und die Mauern kleiner Dörfer war gemalte Werbung für Parteien gepinselt, und vereinzelt sah man große Brennöfen, in denen Leute ihre eigenen Ziegel herstellten.

Oktober 2014

Ich erreichte Cuzco rechtzeitig für das Zusammentreffen mit Wilfried, der nun für zweieinhalb Wochen gemeinsam mit mir unterwegs sein würde.

Cuzco ist ein beliebter Anlaufpunkt für Touristen, die von dort aus die alte Inkastadt Machu Picchu besuchen. Das wollten wir natürlich auch machen, ich hatte aber auch noch eine besondere Mission zu erfüllen: In Manaus hatte ich eine brasilianische Straßenkünstlerin kennengelernt. Als ich ihr

meine geplante Reiseroute schilderte, hatte sie gesagt: „Oh, in Cuzco lebt ein alter Freund von mir, Wolwer. Den habe ich seit Jahren nicht mehr gesehen! Wenn du dort bist, grüß ihn doch bitte von mir.“ Und ich hatte ihr versprochen, die Grüße auszurichten.

Ein kleines Problem dabei war, dass Cuzco etwa 350.000 Einwohner hat, und alles, was ich von dem Mann wusste, war der Vorname: *Wolwer*. Aber ich hatte ihr mein Wort gegeben, und zugegebenermaßen reizte mich die Herausforderung auch, den Typ zu finden. Ist es möglich, eine Person ohne die Hilfe von sozialen Medien aufzustöbern? Ich wollte es herausfinden.

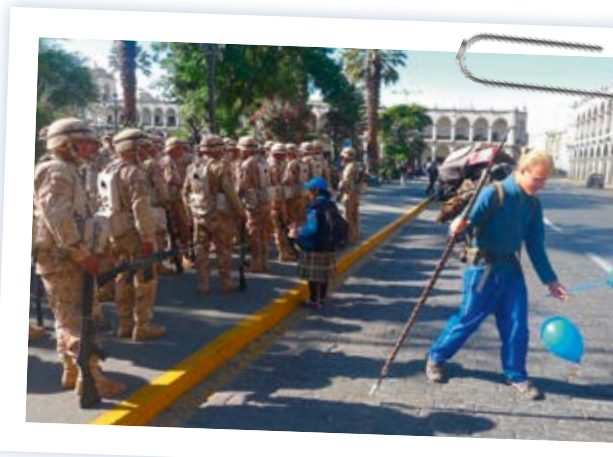
Ein Anhaltspunkt war, dass er vielleicht ebenso ein Straßenkünstler oder Hippie sein könnte wie die junge Frau. Wilfried und ich ließen unser Gepäck also vorübergehend im Touristenbüro am *Plaza de Armas* („Waffenplatz“, so heißen die zentralen Plätze in so ziemlich jeder südamerikanischen Stadt) und begaben uns nach San Blas, dem Alternativviertel der Stadt. Dort fragte ich mich durch und sprach jeden an, der so aussah, als könnte er oder sie sich in der Szene auskennen.

„Meinst du vielleicht Golber? Den Typ mit den zwei Huskys?“, schlug mir bald ein Kunsthandwerker vor.

Hm – klingt zumindest ähnlich, dachte ich. Je nach Akzent konnte man B und W tatsächlich manchmal nicht klar auseinanderhalten und G oder W könnte ich auch missverstanden haben. „Vielleicht. Wo finde ich ihn?“

„Er wohnt oben in den Ruinen von Sacsayhuaman. Kommt aber regelmäßig herunter, um in dem Laden *Maracuyea* zu arbeiten. Versuch's dort gegen Abend.“

Genau das tat ich auch. In dem nach Räucherkerzen duftenden Laden standen einige afrikanische Trommeln und ein Didgeridoo herum, an den Wänden hingen bunte T-Shirts und Hosen, und auf niedrigen Tischen lag



aus Knochen und Halbedelsteinen angefertigter Schmuck. Und tatsächlich stieß ich hier auch – weitaus schneller als gedacht – auf den besagten Golber, der sich als junger Trapezkünstler entpuppte. Ich überbrachte ihm die Grüße von seiner alten Bekannten.

„Hey, danke! Find ich ja echt krass!“, sagte Golber und zwinkerte mir dann zu. „Du bist ein Chaski, wie?“

„Ein Chaski?“

„So hießen die Nachrichtenüberbringer der Inka. Die sind auf ihren zwei Beinen durchs Land gezogen, wie du. Sie hatten auch solche Rucksäcke dabei!“

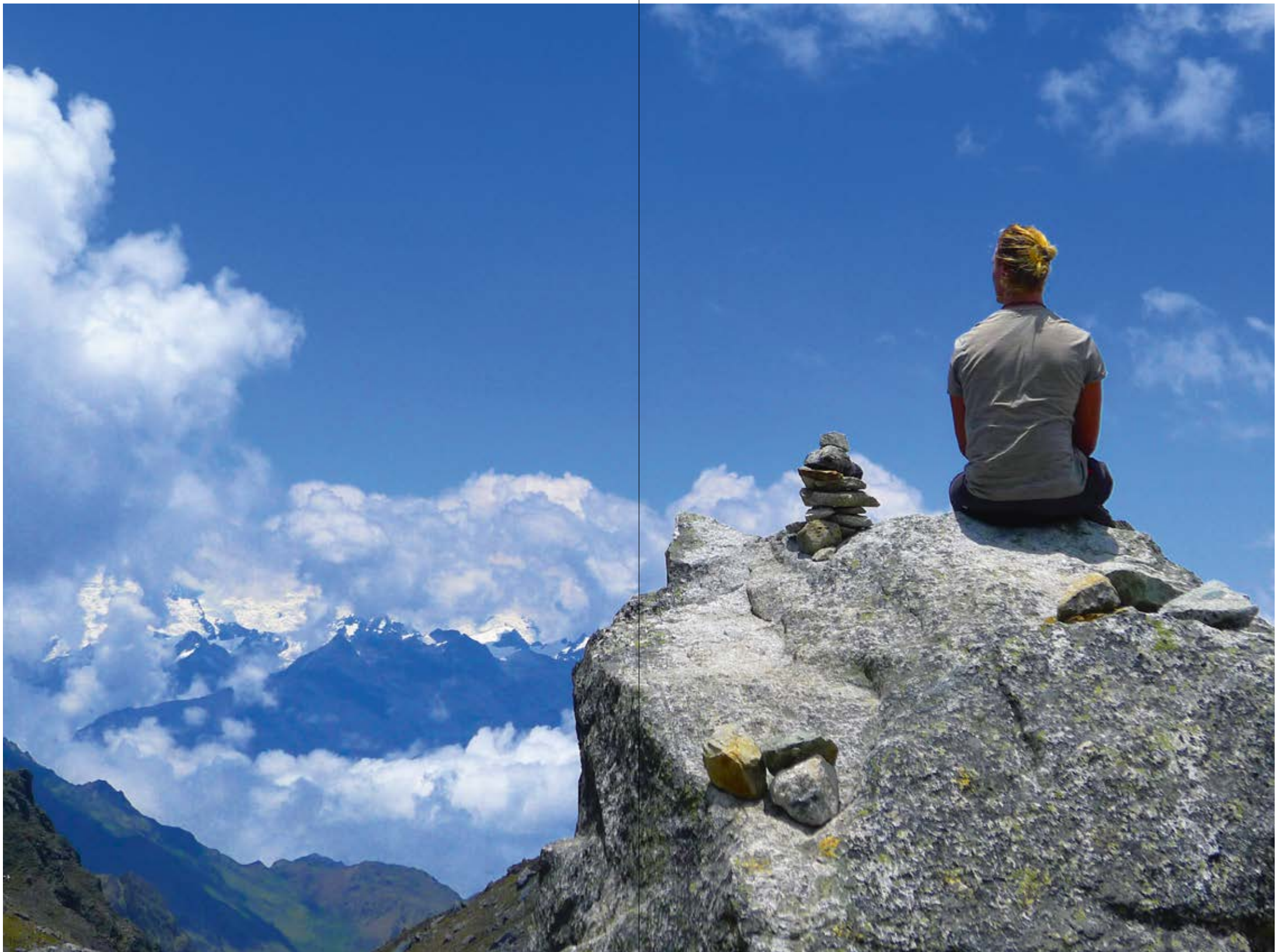
Irgendwie gefiel mir der Gedanke.



Neben der Besichtigung von Machu Picchu stand auch die Besteigung des 6.000 Meter hohen erloschenen Vulkans Chachani auf unserem Programm. Umgeben von der eisigen, sauerstoffarmen Luft in dieser Höhe fühlte sich jede Bewegung fünfmal anstrengender an als sonst. Doch als sich auf der Kuppe das Land unter uns dem Horizont entgegenstreckte, wurde das zu einem der seltenen Momente, die man sich ein Leben lang erhalten möchte.

Als Wilfried nach Ablauf unserer gemeinsamen Zeit wieder zurück nach Europa geflogen war, arbeitete ich noch eine Weile als Tourguide in der größten Salzwüste der Welt, *Uyuni*, in Bolivien. Von Riesenkakteen über Flamingos, blubbernde Geysire und Baby-Lamas gab es dort viele Dinge zu bestaunen.

Einige Tage vor Weihnachten begab ich mich dann auf den Weg nach Salta im Norden Argentiniens, wo ich mit Freunden von Wilfried die Festtage verbringen wollte.



Der LKW-Fahrer trat auf die Bremse, und ratternd kamen wir zum Stehen. Er warf einen kurzen Blick durch das staubige Seitenfenster hinaus. „Wir sind da. Atocha.“

Es war bereits nach Mitternacht, und die bolivianische Kleinstadt sah finster und verlassen aus. „Bist du sicher, dass du hier raus willst?“

„Ja, hier ist super. Danke!“ Ich griff nach meinem Rucksack, schwang die Tür auf und sprang hinaus. „Gute Weiterfahrt!“, verabschiedete ich mich und klopfte zweimal kurz auf die Motorhaube.

Dann stapfte ich den breiten Sandweg hinunter. Es war kalt, und der blaue Schein des Mondes fiel auf die aus Lehm gebauten Häuser. Aus dem Schatten einer Gasse löste sich eine geduckte Gestalt.

„Guten Abend!“, machte ich auf mich aufmerksam. Der Mann fuhr herum. Er war etwa einen Kopf kleiner als ich und trug einen alten Fahrradhelm, um den einige Meter Wollschur und Plastikmüll gebunden waren. *Normal ist das nicht*, dachte ich, versuchte es aber trotzdem: „Entschuldigung, kennst du einen Ort hier, wo ich schlafen kann?“

Eine gefühlte Minute lang starrte der Mann mich an, ohne ein Wort zu sagen. Ich wiederholte meine Frage. „Ari, Ari!“, nickte er nun, wobei die Müll-Mobiles an seinem Fahrradhelm hin und her baumelten. Gut möglich, dass dies ein Ergebnis von langjährigem Drogenmissbrauch war.

Zusammen gingen wir durch die nächtliche Kleinstadt. Nach einer Weile gelangten wir an einen großen befestigten Platz. Schmutzige Straßenlaterne tauchten die Umgebung in ein schwaches Gelb.

„Hier ist es gut?“, fragte ich.

Der Helmträger nickte und wackelte weiter, bis er in der Dunkelheit hinter einer Hausecke verschwand. Ich stand vor einer Wellblech-Überdachung voller Abfallsäcke. *Nicht gerade 5 Sterne, aber für ein paar Stunden Schlaf sollte es reichen.*

Ich breitete meine Isomatte mit Schlafsack schräg vor eine Ecke aus. In diese stellte ich den Rucksack, sodass man erst einmal über mich drübersteigen müsste, um an ihn heranzukommen. Als weitere Diebstahl-Prävention diente eine über die Tasche gestülpte schwarze Mülltüte. Nicht nur sah mein

Gepäck so weniger wertvoll aus, sondern die Tüte knisterte auch laut, wenn sich jemand daran zu schaffen machen sollte. *Dann mal gute Nacht.*

Kaum war ich eingeschlafen, weckte mich ein Rascheln wieder. Der Helmträger? Ich richtete mich auf und blickte in ein knappes Dutzend Augenpaare. Straßenhunde! Ein eisiger Schreckensschauer lief mir über den Rücken. Der mir am nächsten stehende Köter neigte seinen Kopf und knurrte tief. Sofort stimmten die anderen ein. Ihre Lefzen hatten sie angehoben, die

Zähne leuchteten im Halbdunkeln. Die Hunde waren hager und ausgezehrt, hier und da fehlten ihnen Fellbüschel. *Jagdhunde*, schätzte ich nach ihrer Statur. Bis auf ein paar Ratten gab es in dieser Wüstenregion keine Hoffnung auf Beute. Sie mussten total ausgehungert sein.

In Bolivien erzählt man sich Geschichten von streunenden Hunden, die nachts Kinder anfallen. Ich mochte zwar kein Kind mehr sein, aber liegend hatte ich etwa die gleiche Höhe. Hastig überschlug ich meine Chancen. Da war nicht viel, was ich tun konnte. Meine Füße steckten in meinem Schlafsack, unfähig durchzustarten. Und selbst wenn ich hätte wegrennen können, wären die Hunde dreimal schneller gewesen als ich. Und sie waren in der vielfachen Überzahl. Sollte das Rudel mich angreifen, stünde es mehr als schlecht um mich.

Zugegebenermaßen hatte ich schon ein wenig Angst. Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel und hoffte, dass Gott wieder mal auf mich aufpassen würde. Zwar war ich mittlerweile mehr denn je überzeugt davon, dass mich nach dem Tod ein unvorstellbar viel besseres Leben im Himmel erwartete, doch jetzt gerade merkte ich, dass ich doch ziemlich an meinem kleinen Erdenleben hing.

Einige weitere Hunde, die wohl eben noch an den Abfallsäcken gestöbert hatten, kamen hinzu und füllten die Lücken des angedeuteten Viertelkreises.



Der Weg war versperrt. Noch hatten sie keinen Angriff gewagt. Vielleicht ließen sie sich ja etwas einschüchtern?

„SALE!“, rief ich mit lauter Stimme auf Spanisch und versuchte dabei so autoritär zu klingen, wie nur irgend möglich. Tatsächlich zuckten einige Hunde zusammen. Drei von ihnen wichen sogar ein wenig zurück. Dann bellten und knurrten sie aber gefährlich und kamen noch näher als zuvor. Doch keine so gute Idee, das mit dem Einschüchtern.

Noch immer wagte sich keiner der Streuner näher als zwei Meter an mich heran, sie verharrten aber in Angriffshaltung. *Sind sie unsicher?* Möglich. Es dürfte ja das erste Mal sein, dass sie hier einen Weißen im Schlafsack antrafen.

DÄNG!

Die Hunde fuhren herum. Ein freilaufender Esel hatte sich in eine der Plastiktüten am Müllhaufen verbissen und schüttelte sie auf und ab, wobei sich der Inhalt über den Boden verteilte. Sofort vergaßen mich die Streuner und rannten mit empörtem Bellen dem Neuankömmling entgegen. Anstatt Reißaus zu nehmen, legte dieser aber seine Ohren an, senkte den Kopf und ging zum Gegenangriff über. Mit offenem Mund beobachtete ich, wie das Lasttier die Hunde im Galopp über den Platz scheuchte. Ich musste mir in den Arm kneifen, um sicherzugehen, dass ich wirklich wach war. Es war einfach zu verrückt! Bis zum Morgengrauen bekriegten sich der Esel und das Rudel und blieben mir fern.

Was für eine schräge Nacht! Gerettet von einem Esel! Das glaubt mir niemand!

Januar 2015

Über den Norden Chiles gelangte ich zurück nach Cuzco in Peru. Da war ja noch das „kleine“ Problem mit meiner Ummeldung beim Einwohnermeldeamt, das ich noch irgendwie lösen musste.

Meine Eltern hatten sich telefonisch im Rathaus erkundigt, ob es die Möglichkeit einer Ummeldung gäbe, ohne dass ich extra zurückreisen musste. Doch die Antwort war ein klares „Nein“ gewesen. In gut begründeten

Ausnahmefällen wäre dies zwar mit einer unterschriebenen Vollmacht möglich, aber dazu zählten nur Dinge wie längere Krankenhausaufenthalte oder beruflich erzwungene Abwesenheit. Eine Privatreise gehörte definitiv nicht dazu. Im Falle einer Missachtung der Ummeldung wäre weiterhin ein Bußgeld bis zu mehreren tausend Euro fällig. Viel mehr, als ein Flug nach Deutschland kostete.

Die Situation wirkte also ziemlich hoffnungslos. Für mich jedenfalls. Meine Mutter freute sich nämlich schon darauf, mich Weihnachten wieder zu Hause zu haben. Und doch machte mir das erstaunlich wenig Sorgen, denn ich hatte das starke Gefühl, dass es trotzdem irgendwie funktionieren würde. Die unzähligen glücklichen Umstände, unter denen ich bis hierher gekommen war, konnten doch nicht einfach nur so passiert sein.

Einer Eingebung folgend schickte ich meiner Familie also per Post meinen Personalausweis und eine Vollmachterteilung nach Hause. Begleitet von einem Telefonat, in dem ich ihnen schilderte: „Irgendwie habe ich das Gefühl, dass es trotzdem klappt. Geht einfach mal zum Einwohnermeldeamt hin und versucht es.“

„Aber die haben doch gesagt, du musst persönlich erscheinen“, widersprach meine Mutter am anderen Ende der Leitung.

„Ja, ich weiß. Trotzdem ... probiert es doch einfach mal“, bat ich sie solange, bis sie sich dazu bereiterklärten, es dennoch zu versuchen.

Sobald mein Paket in Deutschland eingetroffen war, brachte mein Vater also die Dokumente zum Bürgerbüro. In der festen Erwartung, dass dies ein unnützes Unterfangen war und man ihn dort abweisen würde. Gerade als er an der Reihe war und das Bürgerbüro betrat, drängte ein mit einem Karton beladener Techniker lauthals in den Raum. „Ich habe die Lösung für all eure Probleme“, kündigte er den beiden Sachbearbeiterinnen lachend an.

Wie sich herausstellte, hatte der Büro-Drucker und Kopierer schon seit dem Vortag nicht mehr funktioniert, und die beiden Damen warteten schon sehnsüchtig auf eine Reparatur. Der Techniker verwickelte sie in ein angelegtes Gespräch, während er sich an dem Drucker zu schaffen machte. Alle Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet, tippte die zuständige Beamtin eher bei-läufig meine Ummelde-Daten in ihr System. Ohne zu merken, dass das eigentlich nicht einwandfrei gültig war. Dann stempelte sie das Formular ab und reichte es ohne Rückfragen zurück an meinen Vater.

Ich war umgemeldet!

Um eine große Last erleichtert trampelte ich an die Westküste Südamerikas zur peruanischen Hauptstadt Lima. Freunde von Freunden, die ich in Rio de Janeiro kennengelernt hatte, versorgten mich dort mit einem Platz zum Schlafen und zeigten mir die Gegend.

Als die Hausherrin, eine Frau mittleren Alters, mich an einem dieser Abende mit zu der Aufbahrung einer verstorbenen Arbeitskollegin nahm, stolperte ich ahnungslos in das wohl peinlichste Erlebnis meines Lebens.

Der Sarg war aus hellem Holz gezimmert, und der Deckel stand offen. Schleifen und Vasen verdeckten das Gestell, und die etwa 70 Besucher hatten Karten und Blumen dazugelegt. Ansonsten war der Raum im zweiten Stock des Beerdigungsunternehmens schlicht gehalten. Vor den kahlen Wänden reihten sich Plastikstühle aneinander, und der dunkle Fliesenboden glänzte matt. Am Eingang luden drei gedeckte Tische zu Häppchen und Kaffee ein, aber die Stimmung wirkte bedrückt und schwer.

„Los, wir reden mit den Angehörigen“, sagte meine Gastgeberin und stellte mich dem Witwer und seinen erwachsenen Kindern vor. Ich reichte allen die Hand und bekundete ihnen mein Beileid.

„Meine Frau hätte sich sicher gerne mit Ihnen unterhalten ...“, lächelte der Witwer schmerzlich. Dann deutete er auf den offenen Sarg. „Bitte.“

Mit gesenktem Blick traten wir zur Lade und schauten hinein. Auf roten Samt gebettet lag eine Frau in ihren 50-ern darin. Die glatten, schwarzen Haare waren gekämmt und ihre Augen geschlossen. Die roten Lippen deuteten ein Lächeln an, und ihre Hände lagen friedlich in ihrem Schoß.

„Herzinfarkt“, raunte mir meine Begleitung zu.

Ich fasste mir mitfühlend an die Brust, nickte und setzte mich dann auf einen der Stühle am Rand. Ich fühlte mich hilflos und mies, umgeben von so viel Leid und Trauer und unfähig, etwas zu tun. Aus reiner Verlegenheit zog ich eine spanische Taschenbibel hervor – ein Geschenk aus Bolivien – und begann darin zu lesen.

„Entschuldigung?“

Ich sah auf. Der Witwer stand vor mir. „Hätten Sie vielleicht einige Worte für uns?“ Damit deutete er auf die Bibel.

„Ähm, ja, natürlich“, entgegnete ich und blätterte zu einer Stelle, die ich als passend für so eine Situation erinnerte. Innerlich war ich froh, doch noch

irgendwie von Nutzen zu sein. Als ich sie vorgelesen hatte, nickte er zufrieden und gab seinen Kindern ein Zeichen. Sofort begannen diese, die Leute zusammenzurufen. Gespannt schaute ich zu, wie sich die Besucher in einem Halbkreis um den Sarg aufstellten. *Was soll das werden? Wird jetzt jemand eine Rede halten? ... Moment mal ... Er meint doch nicht etwa ...*

Verunsichert blickte ich den Witwer an und erwartungsvoll blickte er zurück. *Schluck!*

Meine Gesichtsfarbe verblasste, als mir das Ausmaß dieses Missverständnisses bewusst wurde. Die Leute mussten mich für einen Missionar oder so etwas halten, der jetzt den geistlichen Teil der Veranstaltung übernehmen würde! Aber das konnte ich doch unmöglich machen! Wieder sah ich in die hoffnungsvollen Augen des Witwers.

Oh nein! Ich bringe es nichts übers Herz, ihn zu enttäuschen. Innerlich redete ich mir gut zu: Komm schon! Ein paar Verse aus der Bibel und ein Gebet – was soll da schon groß schiefgehen?

Ich stand auf. Es wurde still. Mein Herz pochte. *Jetzt gibt es kein Zurück mehr!* Ich hieß die Anwesenden herzlich willkommen. Schilderte knapp, wer ich war, öffnete meine Bibel und las dieselbe Stelle von eben noch einmal vor. *Soweit, so gut. Und nun? Meine Hände zitterten vor Aufregung. Muss man nicht irgendwie noch einen Bezug zur Verstorbenen herstellen? Und einige Dinge über ihr Leben sagen?*

Unbehaglich räusperte ich mich. Dann hob ich an: „Es ist immer traurig, wenn ein Mensch stirbt ...“ *Ja, weiter so!* „... und wir alle sind traurig, dass ...“, *ach du Schande!* ... *Wie war noch gleich ihr Name?* „... die ... also ...“, meine Augen suchten panisch die Gesichter der Leute ab. *HILFE!* Keiner verstand, wonach ich suchte. „... sind traurig, dass die Tote ... gestorben ist.“

Ich hätte mir mit der flachen Hand vor den Kopf hauen können. *Autsch!!!* Mir fehlten vor allem die nötigen spanischen Vokabeln. So hatte ich auf die stumpfste Bezeichnung überhaupt zurückgegriffen. Mit wild pochendem Herzen stammelte ich weiter: „Viele von Ihnen erinnern sich an ganz persönliche Erlebnisse mit ...“ Hektisch suchte ich mit den Augen die Karten an den Blumen ab. *Da muss doch irgendwo ihr Name zu finden sein!* „... mit ...“ *Nichts, nichts und wieder nichts.* „... mit der Toten.“

Was für eine Katastrophe! Ich muss das abbrechen! „Lasst uns also unsere Hände zum Gebet falten. Herr, bitte gib der Familie ... äh, der Familie von

... der Toten ... und ihren Freunden ... Trost...“ Mir war selbst schon zum Heulen zu Mute! „Wir bitten dich ... die Tote ... bei dir aufzunehmen und ihr deinen Frieden zu geben ... Amen.“

Die Trauergemeinschaft starrte mich entsetzt an. Ich fühlte mich wie der Steuermann, der gerade die Titanic gegen den Eisberg gerammt hatte. Warum war da nicht ein großes Loch im Boden, in dem ich einfach hätte versinken können?! Mit starrem Blick durchschritt ich den Raum und stellte mich neben meiner Begleitung in die Menge.

„Du hast ihren Namen vergessen!“, flüsterte sie mir schockiert das Offensichtliche zu. Der Witwer versuchte die Situation halbwegs zu retten und hielt seinerseits eine kurze Ansprache. Es war ihm sichtlich sehr peinlich, was ich da verzapft hatte. Als er geendet hatte, zog mich meine Begleitung eilig aus dem Raum. Eigentlich hätte ich des Anstands wegen gerne noch Auf Wiedersehen gesagt. Aber wahrscheinlich war es besser, eine Konfrontation zu vermeiden.

Eins ist jedenfalls sicher: Diese Leute werden mich wohl nie vergessen!

Januar 2015



Mit dem Bus fuhr ich in den Norden Limas und postierte mich an einer Tankstelle, um nach Ecuador zu trampeln. Es war nur wenig Verkehr in meine Richtung unterwegs, und lange Zeit fand ich niemanden, der mich mitnehmen wollte. Als ich aber an einer Reihe von LKWs, die auf dem sandigen Mittelstreifen geparkt hatten, nach einer Mitfahrgelegenheit fragte, meinte einer der Fahrer zu mir: „Wir müssen erst einmal verladen. Aber wenn du mit anpackst, nehmen wir dich mit!“

Klingt fair. Die Ladung bestand aus allerlei Pflanzen in Töpfen, Tüten und Bündeln, die auf dem Mittelstreifen abgestellt waren.

Ich griff nach zwei kleinen Sträuchern und hievte sie mit Schwung auf die Ladefläche. Dann die nächsten beiden. „Je schneller wir fertig sind, desto eher geht's los!“, meinte einer der Arbeiter und ergriff einen Stapel Blumen. In flottem Tempo arbeiteten wir uns voran. Die Sonne brannte heiß vom Himmel. Stück für Stück füllte sich die Ladefläche.

Erst als der Tag sich bereits dem Ende zuneigte, warfen wir die Klappen des LKWs wieder zu. Ich zog mein T-Shirt aus und fächelte mir Luft zu. *Geschafft.* Ein paar der Leute kletterten in den Transporter, dann rollten die Räder los.

Die wollen doch nicht etwa ohne mich losfahren?! Sofort sprintete ich los, dem noch langsam fahrenden Wagen hinterher, bis ich auf gleicher Höhe war. „Hey, wartet! Ihr habt mich vergessen!“

Der Fahrer hielt Kurs, steckte aber seinen Kopf aus dem Fenster. „Sorry. Wir haben keinen Platz mehr.“

Fassungslos blieb ich stehen und schaute dem Lastwagen hinterher.

„Auch das gehört zum Leben dazu. Lerne daraus“, hätte mein Vater in so einer Situation zu mir gesagt. Das war weise, und er hatte recht. Ich sollte eigentlich froh sein, dass es nur ein Nachmittag Arbeit und nicht mehr gewesen war. Aber wirklich tröstlich war das nicht. Es relativierte meine schmerzliche Erfahrung, nahm sie aber nicht weg.

Dann fiel mir etwas anderes ein, was ich in der Bibel gelesen hatte: dass man seine Feinde segnen soll. Der Fahrer war zwar nicht direkt mein Feind, aber er hatte sich durchaus mies mir gegenüber verhalten. Nur: Wenn ich ihm das nachtrug, war ich derjenige, der sich abschleppte. Ihn würde das wohl eher nicht stören.

Statt mich also weiter über dieses Erlebnis aufzuregen, beschloss ich, die Sache loszulassen und dem Fahrer innerlich alles Gute zu wünschen. Im ersten Moment fiel mir das nicht ganz leicht, doch dann machte sich ein zufriedenes Grinsen auf meinem Gesicht breit und ich ging beschwingt los, um mir eine andere Mitfahrgelegenheit zu suchen.



In Ecuador verbrachte ich gerade mal eine Woche, die aber so ereignisreich und voller neuer Freundschaften war, dass ich rückblickend nicht glauben

kann, dass die Zeit dort nur so kurz gewesen ist. So lieferten wir uns beispielsweise mit einigen Studenten auf dem Chimborazo, einem erloschenen Vulkan, eine Schneeballschlacht direkt am Äquator. In 5.000 Metern Höhe. Nochmal: Eine Schneeballschlacht am Äquator! Wie cool ist das denn bitte?!

Gerne wäre ich noch länger in diesem Land geblieben, ich musste aber so bald wie möglich nach Panama, um nicht die Segelzeit über den Pazifik zu verpassen. So reiste ich von Ecuador weiter nach Kolumbien. Man hatte mich vor dem Guerilla-Krieg dort gewarnt, und in der Tat wurde ich schon am zweiten Tag mit den Folgen konfrontiert: Auf der Wegstrecke hatte ein Rebellentrupp eine Brücke in die Luft gesprengt; immerhin war niemand verletzt worden, aber viele Stunden bewegte sich gar nichts mehr.

Oberflächlich betrachtet ist die Ursache für solche Anschläge ein politischer Konflikt. In Wahrheit geht es aber um Kokain. Weswegen man wenig zu befürchten hat, solange man die Anbaugelände im Landesinneren meidet. Wer ihnen zu nahe kommt, spielt allerdings mit seinem Leben. Ein Gramm kolumbianisches Kokain bekommt man im Land für umgerechnet etwa 5 Euro. In Europa oder den Vereinigten Staaten wird dieses Gramm dann für 100 Euro verkauft. Ein Millionengeschäft, für das die Drogenhändler bereit sind, über Leichen zu gehen. Abgesehen davon sind die Kolumbianer aber genauso gastfreundlich wie die Venezolaner und Ecuadorianer, und es herrscht ein fröhlich-lockerer Latino-Lebensstil.

Durch das dichte Dschungelgebiet zwischen Panama und Kolumbien war bisher noch keine Straße erschlossen worden, auf der ich hätte weiterkommen können. Ich machte mich also auf den Weg in die historische Hafenstadt Cartagena, um dort Arbeit auf einer Yacht nach Panama zu finden.



Ich war also wieder auf Bootssuche. Der Yachtclub in Cartagena ließ mich zwar nicht zu den Docks hindurch, aber ich postierte mich einfach an der weißen Mauer neben dem Eingang. So würde ich früher oder später dennoch mit allen Bootbesitzern reden können.

„Und, mein Junge, schon was Neues in Sachen Überfahrt nach Panama?“, fragte mich ein stämmiger Kanadier mit Glatze, den ich am Vorabend im Yachtclub kennengelernt hatte und der jetzt mit seiner Bullterrier-Hündin

Gassi ging. Er lebte auf seinem Boot, und so war ich ihm bei seinen Landgängen schon öfters begegnet. Eigentlich kam er aus Quebec. Viele Jahre war er dort Manager eines Strip-Clubs gewesen, handelte aber nun mit Immobilien. Ein humorvoller Mann, der aber sicherlich unangenehm werden konnte, falls man ihm Probleme machte.

„Noch nicht. Aber ich versuche es ja erst seit gestern“, sagte ich hoffnungsvoll.

„Wo hast du heute Nacht eigentlich geschlafen?“

„Dort drüben“, ich deutete die Promenade entlang, „auf der Baustelle habe ich meine Hängematte zwischen einem Bagger und einer Palme aufgehängt. Die Nachtwache hat es mir erlaubt.“

„Suite mit Meerblick, was?“, schmunzelte der Kanadier und bot mir dann an, gegen etwas Mithilfe auf seinem Boot zu wohnen. Nur zu gern schlug ich ein.

Schon am nächsten Tag kam ich an den Docks mit einem großgewachsenen Schweden ins Gespräch. Nachdem ich ihm von meiner Bootssuche erzählt hatte, war eine seiner ersten Fragen: „Kannst du kochen?“

Ich zog eine Augenbraue hoch. *Ich? Kochen? Na ja ...*

„Meine Köchin ist beim Probekochen durchgefallen. Hat sogar den Reis anbrennen lassen ... in einem Teflon-Topf!“

Es ist noch gar nicht lange her, da ist mir das auch passiert. Wobei ich mich inzwischen gebessert habe. Aber als professioneller Koch arbeiten?, dachte ich und sagte ausweichend: „Also, Reis krieg ich hin.“

„Sehr gut. Die Charterfahrt über die San Blas-Inseln nach Panama dauert eine Woche. Hier ist der Menüplan. Wir sind zu sechst.“

Der Schwede überreichte mir einen langen Zettel. Hastig überflog ich ihn. Die meisten Gerichte hatte ich noch nie zuvor zubereitet. *Thai Chicken Curry, Pasta Puttanesca, Lobster, Roasted Chicken. Da kriegt man ja schon beim Lesen Hunger!* „Wie lange habe ich Zeit, um mir das zu überlegen?“



„Eine Stunde. Bis dahin brauch ich deinen Pass. Morgen früh legen wir ab.“ Schon eilte er mit zügigen Schritten davon und fügte noch über die Schulter hinzu: „Wir treffen uns hier in einer Stunde!“

Hin und her gerissen fuhr ich mir durchs Haar. Es wäre so eine gute Gelegenheit! Wenn ich doch nur ein wenig besser kochen könnte! *Was nun?* Es bräuchte schon ein Wunder, damit ich eine komplette Woche unter diesen Anforderungen bestehen könnte. Zügigen Schrittes ging ich zu meinem kanadischen Gastgeber und stürmte in die Kajüte hinunter.

„Ich hätte eine Gelegenheit, um morgen früh mit einer Charterjacht nach Panama zu fahren ...“, platzte ich heraus. Der glatzköpfige Besitzer schaute von seinem Smartphone auf. „... aber ich glaube, ich lehne besser ab.“

„Wieso? Ist das nicht genau das, was du willst?“

„Schon. Aber das ist eine Position als Koch. Und ich kann nicht gut kochen.“

„DAS NIMMST DU AN!!!!“ Der Kanadier schlug mit einem plötzlichen Knall seine flache Hand auf den Tisch. Erschrocken zuckte ich zusammen: „ICH WAR MAL CHEFKOCH! Hast du die Menüliste da?“

Ich reichte ihm den Zettel.
„Ha! Kein Grund, sich in die Hose zu machen! Das ist doch alles kinderleicht! Wir setzen uns zusammen und gehen alles durch. Das wird eine super Woche!“

Er erklärte mir schon gleich einige Sachen, und voller Vorfreude brachte ich meinen Pass zu dem Schweden. Danach saß ich mit dem Kanadier bis spät in die Nacht zusammen und lernte von ihm alles übers Kochen.

„Die drei obersten Kochgebote: Erstens, schmeck alles eifrig ab. Zweitens, das Auge isst mit. Drittens, servier das Essen heiß.“

Wir gingen vom Zubereiten zum Dekorieren und Anordnen der Speisen über. Schließlich mischte er mir sogar schon einige Gewürze zusammen, die er mir mitgab. Insgeheim hatte ich selbst nach diesem ausführlichen Crashkurs noch meine Bedenken. Aber der Kanadier sollte recht behalten.

„Meine Güte, das schmeckt ja besser als bei Oma!“, stellte einer der Touristen im Lauf der Woche erstaunt fest, und auch der Schwede meinte am Ende zu mir: „Falls jemand nach einer Empfehlung für deine Pazifiküberquerung fragt, soll er mich anrufen!“

Ich hatte dem Kanadier nicht nur diese gelungene Überfahrt zu verdanken, mit deren Verlauf alle Beteiligten sehr zufrieden waren, sondern auch noch eine wichtige Erkenntnis fürs Leben: Ich wollte in Zukunft auch möglichst oft als „Ermöglicher“ für andere aktiv werden, so wie er es für mich getan hatte. Es ist ja eigentlich meist ganz einfach, jemandem dabei zu helfen, dass er Schritte gehen kann, die er allein nicht hingekriegt hätte. Ein paar gute Ratschläge geben, einen wichtigen Kontakt herstellen oder auch nur ein paar ermutigende Worte zu jemandem sagen – es muss gar nicht viel Aufwand und Zeit sein, die man in die Zukunft eines anderen Menschen investiert, und doch kann man mit solchen kleinen Steinen eine ganze Lawine ins Rollen bringen.

Februar 2015

Die San Blas-Inseln zwischen Kolumbien und Panama waren genau das, was man sich unter der Karibik vorstellt: Viele kleine, traumhaft idyllische Inseln mit hellen, feinen Sandstränden und Hunderten von Kokospalmen. Drumherum türkisblaues Wasser, bunte Riffe und gelegentlich sogar Schiffswracks zum Schnorcheln. Wie aus dem Bilderbuch!



Bewohnt werden die Inseln von dem Naturvolk der Guna Yala. Die Guna leben traditionell vom Fischen, sind aber inzwischen auch sehr von dem Handel mit Touristen abhängig. Zu ihren Handelswaren zählen Kokosnüsse und kunstvolle Stickereien, die sie „Mola“ nennen. Einige der begehrtesten Molas werden von Transvestiten gefertigt.

Interessant fand ich, dass die meisten Transvestiten nicht aufgrund ihrer sexuellen Ausrichtung solche waren, sondern von der matriarchalisch geprägten Gemeinschaft dazu erzogen wurden. Wenn in einer Familie der Guna längere Zeit kein Mädchen geboren worden ist, wählen sie einen kleinen Jungen aus, den sie von da an wie ein Mädchen behandeln. Sie ziehen ihm Mädchenkleider an, bringen ihm bei, mit hoher Stimme zu sprechen, und geben ihm die Aufgaben von Mädchen.

Der gleiche Brauch begegnete mir später auch im Pazifik auf Samoa oder den Französisch-Polynesischen Inseln. Bei den Polynesiern aber ist es der größte und stärkste Junge in der Familie, der wie ein Mädchen erzogen wird, um der Mutter im Haushalt zu helfen. Diese Kerle sind meist an die zwei Meter groß, stämmig und öfter sogar schlecht rasiert – tragen aber Frauenkleider und Lippenstift und sprechen mit hoher Stimme. Unter den Polynesiern nennt man sie „Rae-Rae“. Zum Rae-Rae erwählt zu sein ist eine große Ehre in der Gemeinschaft. Da aber nur die wenigsten Rae-Rae tatsächlich homosexuell sind, bleiben sie üblicherweise ein Leben lang ohne Partner bzw. Partnerin. Wer sich als Tourist bei den stämmigen Rae-Rae schnellen Sex wie mit den Ladyboys in Thailand erhofft, riskiert eine Zahnlücke. Die Polynesier, ob mit Blumen im Haar oder ohne, haben ihre Fäuste locker sitzen.



„Oh, wie schön ist Panama“ heißt eine Kindergeschichte von Janosch, die ich als Dreikäsehoch geliebt habe. Die beiden Hauptcharaktere der Geschichte, ein Bär und ein Tiger, finden im Fluss eine hölzerne Bananenkiste mit der Aufschrift „Panama“. Vom Fernweh gepackt wollen sie dorthin reisen. Sie laufen aber, ohne es zu merken, im Kreis. Und als sie nach langer Zeit wieder ihr Zuhause erreichen, erkennen sie es nicht mehr. Die Pflanzen sind wild gewuchert und das Haus völlig heruntergekommen. Als die beiden dann auf dem Boden die Überreste der Bananenkiste finden, auf der noch

immer „Panama“ steht, sind sie überglücklich: Sie glauben endlich am Ziel angekommen zu sein! So richten der Tiger und der Bär das verfallene Haus wieder her und leben fortan voller Freude an dem Ort ihrer Träume.

Eine wirklich süße Erzählung! Und wie in den meisten guten Kindergeschichten ist auch etwas für die Erwachsenen dabei: Dem Tiger und dem Bär hatte nur eins zu ihrem Glück gefehlt, nämlich in Panama zu sein. Dabei waren sie am Ende ja eigentlich nicht wirklich in Panama, sondern noch immer im selben gewöhnlichen Zuhause, in dem sie schon immer gelebt hatten. Nicht ein Wechsel der äußeren Umstände hat sie letztlich glücklich gemacht, sondern ein Wechsel der inneren Perspektive. Das Alte mit neuen Augen sehen.

Von dem spätromantischen Schriftsteller Nikolaus Lenau stammt der sehr weise Spruch: „Viele suchen ihr Glück, wie sie ihren Hut suchen, den sie auf dem Kopf tragen.“ Wir meinen oft, wir bräuchten noch irgendetwas, um glücklich zu sein. *Wenn ich mehr verdienen würde, ein paar Kilo weniger wiegen würde, einen liebevolleren Partner hätte, dann wäre ich zufrieden!* Was wir bereits haben, ist vielleicht gut ... aber noch nicht gut genug.

Selbst die Ärmsten unter uns Europäern leben in größerem Luxus, als man ihn in der Geschichte der Menschheit je hatte. Im Supermarkt um die Ecke können wir aus tausenden Artikeln wählen. Cordon Bleu, daneben Schokoladen-Eiscreme und etwas weiter die Bananen aus Übersee. Vor nicht mal 100 Jahren wären bei diesem Angebot selbst Könige neidisch geworden! Fernseher, Smartphones, Heizung, fließendes Wasser, Elektrizität, Autos, Sportplätze, Medizin, Waschmaschinen. Das Leben war noch nie so einfach und bequem wie heute! Müssten wir nach so vielen Verbesserungen nicht viel glücklicher sein als die Menschen früher? Und was ist mit den unzähligen Menschen in anderen Ländern, die diese Dinge nicht haben? Warum sind die nicht alle kreuzunglücklich? Im Gegenteil, ich bin auf meiner Reise unzähligen Leuten begegnet, die in ihren Bambushütten glücklicher und zufriedener waren als so mancher Porsche-Fahrer in Deutschland.

Auch eine Weltreise wie meine macht noch nicht automatisch glücklich – aber ich habe unterwegs neu gelernt, das Leben mit dankbaren Augen zu sehen und das wertzuschätzen, was ich erleben darf. Und so betrachtet habe ich dann doch ein ganz schön großes Stück vom Glück gefunden.

Oh, wie schön ist Panama!



Und Panama ist wirklich schön! Portobelo, *der schöne Hafen*, nennt sich die historische Kleinstadt in der Bucht Panamas, wo ich die Charterjacht wieder verließ. Mit seinen moosbewachsenen Ruinen aus Felsensteinen, den herumstehenden alten Kanonen und den heruntergekommenen Kolonialgebäuden hat man das Gefühl, einen geheimen Piratenunterschlupf entdeckt zu haben. Drumherum gibt es nur Berge und sattgrünen Regenwald.

Wieder mal konnte ich kaum fassen, dass ich jetzt tatsächlich hier war! Als Kind war Panama für mich so unvorstellbar weit weg gewesen, dass ich mir zeitweise nicht einmal sicher war, ob es wirklich existierte. Lag Panama nicht vielleicht so ungefähr bei Timbuktu? So hatte ich es mir damals unbedingt vorgestellt.

Timbuktu, dieser sagenumwobene Ort, von dem jeder mal gehört hat, den aber keiner kennt, ist eine afrikanische Stadt, die an die Sahara angrenzt, wie ich später erfuhr. Das war von Panama ja nur ein Drittel des Erdballs entfernt. Knapp daneben also.

Von Portobelo trampelte und wanderte ich weiter nach Shelterbay, ein abgelegener Jachthafen am Eingang des Panama-Kanals. Jedes Jahr kommen hier über hundert Segelboote vorbei, um erst den Kanal und dann den Pazifik zu überqueren. Da musste doch auch eines für mich dabei sein! Und genau jetzt, Ende Februar und dann den ganzen März über, war die beste Zeit für die Ozeanüberquerung. Der Ost-Passatwind ist in diesen Wochen relativ stabil, und wer jetzt ablegt, kann die längste Zeit auf den südpazifischen Inseln verbringen, ohne fürchten zu müssen, in einen tropischen Sturm zu geraten.

In der ersten Nacht schlief ich mit meiner Hängematte am nahegelegenen einsamen Strand. Hier und dort huschten kleine Krebse auf der Suche

nach Nahrung über den feuchten Sand. Der Wind wehte mir den Geruch des karibischen Meeres entgegen, und dort, wo der Nachthimmel das Wasser berührte, glitzerten die Lichter mehrerer Dutzend Containerschiffe. Alle warteten sie darauf, zu den Schleusen des Kanals durchgelassen zu werden. Der Himmel war klar, und unzählige Sterne leuchteten auf mich herab.

Die Größe und Komplexität unseres Universums ließ mich wieder mal regelrecht in Ehrfurcht erstarren! Wieviel weiter es noch geht, als wir uns hier unten auf der Erde bewusst sind! Zu sagen, dass dies das Werk eines Genies gewesen sein muss, ist noch weit untertrieben. Was es da draußen wohl noch alles gibt?

Mein kleines Erdenleben jedenfalls war gerade ganz wunderbar. Ich war voller Zuversicht, bald eine Mitfahrgelegenheit zu finden, denn es gab jede Menge Boote und wenig Konkurrenz. Auf die Pazifik-Überquerung freute ich mich schon sehr, und dann hatte ich auch noch einen Schlafplatz gefunden, an dem ich mich fühlte wie Robinson Crusoe höchstpersönlich!



Bei Tagesanbruch versteckte ich meinen Rucksack im Gebüsch und lief mit meiner besten Kleidung und einem Notizblock die Docks ab. Ich vermerkte die Boote, mit deren Besatzung ich noch nicht geredet hatte, und die Namen derer, die bereits von mir und meinem Anliegen wussten. Je mehr Leute meine Kontaktdaten hatten, desto höher stiegen meine Chancen, dass jemand jemanden kannte, der Hilfe suchte oder mir weitere Empfehlungen geben konnte.

Dabei fragte ich aber nicht nur nach Mitfahrgelegenheiten, sondern es machte mir auch ganz allgemein Spaß, gute Beziehungen zu den Leuten aufzubauen, die ich auf der Reise traf. Meine ganze Art zu reisen war ohnehin komplett von Beziehungen zu anderen Menschen abhängig. Wie übrigens auch alles andere im Leben – auch wenn uns das nicht immer bewusst ist.

Am ersten Tag fand ich schon ein Boot, das über den Pazifik wollte und nach Besatzung suchte. Ein Ehepaar und deren kleiner Sohn, die nach Australien segelten. Da die Mutter allerdings noch vor der Reise einen medizinischen Eingriff durchführen lassen musste, würden sie erst in einem Monat zur Überfahrt ansetzen. Kein Problem für mich. Ich war ja nicht unter Zeit-

druck. Wir sagten einander also verbindlich zu, und wie es aussah, war es das schon. Das war ja schon fast zu einfach gewesen!

Im folgenden Monat half ich einer panamaischen Freundin, die ich schon auf den Kanarischen Inseln kennengelernt hatte. Sie leitete in Panama eine Agentur, die sich um die Kanaldurchquerungen und andere Serviceleistungen für Yachten kümmerte. Ich durfte bei ihr in einem Gästezimmer wohnen und verdiente mir zusätzlich ein wenig Geld, indem ich als „Leinen-Handhaber“ Segelboote durch den Panamakanal brachte. Wird nämlich das Wasser in die Schleusen herein- oder herausgelassen, so müssen die Segelboote mit vier Seilen in der Mitte des Beckens gehalten werden. Ansonsten würden die entstehenden Strudel das Boot gegen die Wand werfen und großen Schaden anrichten. Das zu verhindern war also meine Aufgabe. So kam es, dass ich den Kanal ganze sechsmal durchquerte, dreimal auch darin schwamm und zweimal mit Sondererlaubnis hindurchsegelte.



Der Panamakanal wird manchmal auch das achte Weltwunder genannt. Er zählt zu den größten Bauprojekten der Weltgeschichte und hat bei der Konstruktion mehr als 30.000 Menschen das Leben gekostet. Überwiegend starben sie allerdings nicht durch Unfälle, sondern durch tropische Krankheiten.

Inzwischen hat der Kanal schon mehr als eine Million

Mal Seeleuten den Umweg um den „größten Schiffsfriedhof der Welt“ erspart : Das gefürchtete Kap Hoorn an der Südspitze Südamerikas wurde Schätzungen zufolge schon mehr als 800 Schiffen zum Verhängnis. Zudem bedeutet die einzige Alternative zum Panamakanal selbst heute noch eine mehr als zweiwöchige Fahrt.

Panama ist aber nicht nur für den Kanal bekannt, sondern erfreut sich seit einiger Zeit auch vermehrter Beliebtheit bei Steuerhinterziehern und Geldwäschern. Eine Briefkastenfirma und Wohnsitz sind in dieser

Steuer-Superoase im Handumdrehen besorgt. Die Daten über die Finanzinhaber und deren Geld bleiben anonym. Die Bewohner Panamas und die Regierung wissen das natürlich und gehen offiziell auch dagegen vor. Aber im Privaten heißen sie das ganze System weiterhin willkommen und werden mit Sicherheit so bald nichts daran ändern. Sind diese Umstände doch mitverantwortlich für die rasche Entwicklung der beeindruckenden Skyline von Panama City. Der Dienstleistungssektor ist der Träger der panamaischen Wirtschaft, und neben dem Kanal zählen dazu vor allem auch Banken und Handelsbetriebe. Luxuriöse Häuser, das warme Klima und günstige Lebenshaltungskosten machen das Steuerparadies vollkommen.

März 2015

Nur wenige Tage, bevor die Reise mit der Familie über den Pazifik losgehen würde, bekam ich von ihnen eine E-Mail. Inhaltlich besagte sie in etwa: „Freunde von uns haben uns vor einigen Tagen zugesagt. Wir nehmen lieber sie mit. Für dich haben wir jetzt leider keinen Platz mehr. Alles Gute und viel Glück!“

Ich las die E-Mail ein zweites Mal. *WIE BITTE?!* Wie eine Wolke legte sich eine bedrückende Schwere auf mich. Es war niederschmetternd. Mein Lächeln verlor sich in Kopfschmerzen und Müdigkeit. Ich musste den Kopf buchstäblich mit beiden Händen abstützen, um ihn zumindest nach außen nicht hängen zu lassen.

Wie soll es jetzt weitergehen?

Ich zwang mich, einige Male tief Luft zu holen. Nicht die Absage an sich traf mich so schwer, sondern vor allem der Zeitpunkt. Die mit Abstand beste Zeitspanne, um ein Boot über den Pazifik zu finden, war Ende Februar bis Ende März. Und jetzt war es Ende März. Die ideale Zeit hatte ich also gerade mit dem Warten auf das australische Boot so gut wie verpasst. Dabei hatte ich mich in Ecuador und Kolumbien noch so abgehetzt, um rechtzeitig in Panama anzukommen und genau diese Wochen nicht zu versäumen. Meine Aussichten, jetzt noch einen Platz zu finden, waren kümmerlich geworden. Ich raufte mir verzweifelt die Haare.

In meinem Kopf hallten die Worte des australischen Mannes wider, die er mir noch kurz nach unserem Handschlag gesagt hatte: „Ich habe deine Bewerbungsnotiz vom Nachrichtenbrett abgenommen. Die brauchst du ja jetzt nicht mehr.“ Dennoch hatte ich extra gefragt, ob ich mehrere Eisen im Feuer halten sollte. „Nein, das ist nicht nötig.“

Bei all dem nicht ein Sterbenswörtchen davon, dass sie eventuell nicht mich, sondern Freunde mitnehmen würden. *Verlogene ...* Ich stockte. Auch wenn alles in mir danach schrie, sie zu verfluchen, wollte ich nicht meine frisch gewonnenen Vorsätze brechen. Ich hatte mich fest dazu entschieden, niemandem mehr Böses zu wollen! Ausnahmslos. Aber irgendwie musste der Ärger hinaus. Fluchen wollte ich nicht, also überschüttete ich sie mit Segensworten: *Gute Reise! Habt Glück! Sonnenschein! Gesundheit! Sicherheit! Kokosnüsse! Frieden ...*

Es war schon fast zum Lachen, und ich musste sehr aufpassen, nicht zynisch zu werden. Aber tatsächlich, es half. Es ist wohl einiges dran an dem Spruch, dass man erntet, was man sät. Nicht nur in Beziehungen oder Lebensumständen, sondern auch innerlich. Ich merkte, wie meine mühsam adoptierten Worte langsam auf mein Inneres abfärbten. Im Prinzip war es so einfach. Und doch läuft sich der Weg bergab so viel leichter als bergauf ...

„Ich bin wieder auf Bootssuche“, erklärte ich meiner panamaischen Freundin, warum ich wieder in Shelterbay war.

„Tut mir leid, das zu hören.“

„Schon okay. Bestimmt wartet noch etwas Besseres auf mich.“

Diese Antwort gab ich ihr nicht aus einem optimistischen Gefühl heraus. Denn im Gegenteil wusste ich, dass die Chancen ziemlich schlecht standen, und fühlte mich dementsprechend auch eher unsicher. *Aber nicht zu zweifeln an dem, was man nicht sieht – auch wenn man sich gerade nicht danach fühlt: Das ist doch dann wohl echter Glaube! Das Bibellesen färbte langsam auf mich ab.*

Um den dichten Verkehr zu vermeiden, nahm ich noch vor Sonnenaufgang den Bus zur Nordseite Panamas. Am Vormittag fing ich dann wieder da an, wo ich vor genau einem Monat aufgehört hatte. Und meine Befürchtungen erwiesen sich als berechtigt: Waren zuvor noch täglich fünf Segeljachten von hier aus durch den Kanal gefahren, so waren es jetzt nur noch ein oder zwei pro Tag. Und viele mit anderen Zielen als ich, wie Mexiko oder Chile.

Aber es erwartete mich auch Gutes – ich traf einige alte Bekannte. Darunter ein Schwede in meinem Alter, den ich schon auf Gran Canaria kennengelernt hatte und der auf einer ähnlichen Reise war wie ich. Er saß gerade im Schatten eines kleinen Häuschens auf einem Gartenstuhl und schaute auf die Docks. Ursprünglich war er von Skandinavien aus mit dem Fahrrad bis nach Portugal gefahren und von dort mit einem Boot nach Gran Canaria getrampt.

„Ich möchte den Amazonas mit einem Kajak hinauffahren“, hörte ich den dicklichen blonden Jungen in meinen Erinnerungen noch sagen. „Fitnessstudios sind nichts für mich. Ich brauche ein richtiges Ziel.“

Nie im Leben packt der das!, hatte ich ehrlich gesagt gedacht. Es ist schon ein halbes Wunder, dass er es bis Gran Canaria geschafft hat.

Aber aus dem molligen unreifen Jungen war ein drahtiger junger Mann geworden. Sein blondes schulterlanges Haar, die gebräunte Haut und der lockige Vollbart erinnerten mich an einen Wikinger. Er sah richtig gut aus. Kernig und überhaupt nicht mehr kindlich. Den Amazonas war er zwar nicht hinaufgepaddelt, aber immerhin von Ecuador aus mit einem selbst gebauten Kajak bis nach Brasilien gefahren. *Alle Achtung!* Und wie er über den Atlantik gekommen war, war noch um einiges waghalsiger gewesen.

Nachdem der junge Schwede auf Gran Canaria kein Boot finden konnten, hatten er und vier weitere Tramper mit 1.000 Euro die Polizei bestochen und ein halb zerfallenes, rostiges 15 Meter langes Segelboot gestohlen, das vor Jahren von der Küstenwache beschlagnahmt worden war. Ohne Motor, ohne Funkgerät, ohne Licht und so gut wie ohne Segelerfahrung brachen sie dann auf, um über den Atlantik zu fahren. Selbst in meinen Augen war das komplett lebensmüde. Zur Navigation dienten ihnen ein Taschen-GPS und grobes Kartenmaterial.

Etwa auf halber Strecke, also in der Mitte des Ozeans, passierte dann das Unglück: der Mast brach. Nun kamen sie noch schleppender voran als vorher, und es wurde fraglich, ob sie es noch bis zur anderen Seite schaffen würden. Um Kurs zu halten, improvisierten sie mithilfe des viel kleineren Spinnakerbaums ein neues Hauptsegel und dümpelten so weiter. Etwa 600 Kilometer vor der Küste Französisch-Guyanas gingen ihnen trotz strikter Rationierung ihre letzten Vorräte aus. Da sie ja kein Funkgerät hatten, konnten sie aber auch nicht um Hilfe funken.

Als der Hunger zu groß wurde und noch immer kein Land in Sicht war, griffen sie auf eine drastische Maßnahme zurück: Mit Schnapsflaschen und allem, was sich sonst noch halbwegs eignete, machten sie ein Signalf Feuer auf ihrem Boot. Das erste und einzige Mal, dass ich jemanden getroffen habe, der freiwillig sein Boot in Brand gesteckt hat!

Zu ihrem unglaublichen Glück entdeckte sie ein venezolanisches Fischerboot. Der Kapitän des Kutters setzte sie dann in Trinidad und Tobago ab, wo sie aber nun Probleme mit der Immigrationsbehörde bekamen. Wie auf allen selbstverwalteten karibischen Inseln muss man zum Aufenthalt entweder auf einem Boot registriert sein oder ein Rückflugticket in das Heimatland vorweisen können. Um hereingelassen zu werden, kaufte sich also jeder von ihnen ein Flugticket nach Martinique. Die Insel ist ein vollintegrierter Teil des französischen Staates, damit auch Teil der Europäischen Union und somit für Europäer das nächste Stück Land unter EU-Recht.

Als sie schließlich Südamerika erreichten, waren sie nicht nur knapp mit dem Leben davon gekommen, sondern hatten unterm Strich sogar jeder weit mehr Geld ausgegeben, als sie ein stinknormales Hin- und Rückflugticket von Gran Canaria nach Südamerika gekostet hätte.

Ich konnte mir ein fassungsloses Kopfschütteln nicht verkneifen. „Wie lange suchst du nun schon nach einem Boot über den Pazifik?“, fragte ich ihn.

„Ein paar Wochen.“

„Und?“

„Nichts“, entgegnete er.

„Du kannst einem ja echt Mut machen“, lachte ich. Vielleicht entsprach es nicht den Umständen, aber ich war positiv gestimmt.



„Schachmatt!“, lächelte mich mein Gegenüber an.

Gleichstand. Die letzte Partie würde entscheiden. Unsere Finger huschten über das Spielfeld und rückten die Figuren wieder an ihre Plätze.

„Wie lange werdet ihr noch hierbleiben?“, fragte ich meinen Spielpartner, der aus Belgien stammte, von der flämischen Seite. Obwohl er erst Mitte 30 war, wick sein kurzes braunes Haar bereits ein wenig zurück. Zum Ausgleich

trug er einen schnittigen Anker-Bart. Er schien nicht unbedingt übermäßig viel Wert auf sein Äußeres zu legen, war aber durchaus attraktiv. Er war gemeinsam mit einem südafrikanischen Kapitän auf dessen Jacht auf Weltreise.

Hinter uns schaukelten die Jachten sanft auf dem Wasser von Shelterbay. Die Leute am Tisch neben uns bestellten gerade ihr Mittagessen. Später am Abend würde man auf der Terrasse des Marina-Restaurants vergeblich nach einem freien Platz suchen.

„Nicht mehr lange!“ Wir drehten das Spielbrett und der Belgier eröffnete mit einem Springer. „Ich bin ja jetzt nicht mehr nur zum Spaß unterwegs, sondern verbinde das Schöne mit dem Beruflichen. Weißt du, ich filme mich selbst für eine TV-Doku. ‚In 80 Dates around the World‘, so wird sie heißen. Meine Mutter meinte, ich sollte mich so langsam mal nach einer Partnerin fürs Leben umsehen. Da kam mir die Idee, einmal rund um die Welt nach geeigneten Kandidatinnen zu schauen und das auch für die Nachwelt zu dokumentieren.“

Ich musste so lachen, dass ich beim Ziehen beinahe einige Figuren umgestoßen hätte. *Ob sich seine Mutter das so vorgestellt hat ...* „Und meinst du wirklich, dass du deine zukünftige Frau unter diesen Bedingungen finden wirst?“

Er grinste breit. „Nö. Aber es ist ein guter Grund, um zu reisen, und es deckt die Kosten. Letztlich weiß sowieso niemand, was die Zukunft bringt. Und du, wie finanzierst du deine Reise?“

Ich grübelte kurz. Nicht wegen seiner Frage, aber wenn ich jetzt nicht aufpasste, würde er meinen Turm schlagen. „Mit allen möglichen Gelegenheitsjobs, die ich kriegen kann. Ich mache eigentlich fast alles. Putzen, Kochen, Reparaturen. In Venezuela habe ich bei der Militärpolizei die Badezimmer renoviert, in Guyana Gold geschürft, in Rio de Janeiro Obstsalat am Strand verkauft, in Peru als Tankwart Kraftstoff nachgefüllt und hier Booten durch den Panamakanal geholfen. Ob das Geld reicht, hängt gar nicht so sehr davon ab, wie viel man verdient. Es hängt davon ab, wie viel man ausgibt. Du kannst Millionär sein, aber wenn deine Ausgaben höher sind als deine Einnahmen, gehst du trotzdem pleite.“

„Schon“, nickte er zustimmend und schlug meinen Turm, „aber trotzdem müssten doch allein Unterkunft und Essen mehr kosten, als du mit solchen kleinen Jobs verdienst?“

Nein, wie dumm von mir!, bedauerte ich den Verlust meines Turms. „Was die Unterkünfte angeht, schlafe ich meist in meinem Zelt, meiner Hängematte oder – wenn ich dazu eingeladen werden – als Gast bei anderen. Die meisten Strecken trampe ich. Das kostet mich also auch nichts, und häufig schließt man dabei sogar tolle Bekanntschaften. Dann ist es ein beidseitiger Gewinn. Außerdem esse ich nie im Restaurant und verzichte auf Bars.“

Jetzt musste er lachen und kickte nebenbei auch noch meine Dame zur Seite. „Ich verstehe dein Geheimnis: Lass das Bier weg und das Geld reicht.“

„So in etwa“, zwinkerte ich ihm zu, überflog den Spielstand und kippte dann meinen König. Verloren. *Ich rede zu viel!*

Zufrieden grinsend lehnte der Belgier sich zurück. Dann schlug er vor: „Schau doch heute Abend bei uns auf der Jacht zum Essen vorbei. Wie wär’s?“



Der Kapitän der Segeljacht war ein weißer Geschäftsmann aus Südafrika. Er und der Belgier hatten sich vor fast 12 Jahren in Venezuela kennengelernt. Damals hatte der Geschäftsmann den Belgier gefragt, ob der ihn um die Welt begleiten würde, wenn er sich ein Boot kaufte.

„Öhm, ja, na klar!“, hatte dieser zu der Zeit geantwortet. Sie hielten losen Kontakt, und zehn Jahre später klingelte beim Belgier das Telefon: „Hi, ich habe mir ein Boot gekauft. Bist du noch dabei, mit mir um die Welt zu segeln?“

„Öhm, ja, na klar!“, war auch diesmal seine spontane Antwort. Und so hatten die beiden vor einem Jahr im Mittelmeer begonnen, auf dem Wasser die Welt zu umrunden, und würden die Reise nach zwei vollen Jahren in Afrika beenden.

Vollzählig wurde die Besatzung mit einem jungen Afrikaaner, der einige Tage zuvor für die Pazifiküberquerung aus Kapstadt eingereist war. Während Afrikaaner eine dunkle Hautfarbe haben, sind Afrikaaner (oder Buren) weiß – die Nachfahren niederländischer Bauern und Seeleute, die sich vor über 300 Jahren am Kap der Guten Hoffnung angesiedelt hatten.

Die Überfahrt wird auf dieser Jacht sicher großartig! Schade, dass sie bereits genug Mann an Bord sind, dachte ich. Alle drei waren sie tolle Kerle! Und

auch wenn bei der Bootssuche noch nichts in Sichtweite gekommen war, war die Zeit doch gewinnbringend für mich gewesen. Ich hatte an diesem Abend das erste Mal Ingwerbier getrunken. *Was es nicht alles gibt.* Und vor allem hatte ich neue Freundschaften geschlossen.

Am nächsten Tag spielten der Belgier und ich wieder Schach; der Kapitän und ich gingen schwimmen und vertieften uns in Gespräche über Südafrika. Bei Sonnenuntergang machten wir am Strand einen Braai – die Afrikaans-Bezeichnung fürs Grillen. Als Bänke dienten uns dicke Holzstämme, die wir um das Lagerfeuer gelegt hatten, und über der knisternden Glut rösteten wir Hähnchen und Kartoffeln. Ab und an fuhr der Wind in die Flammen und ließ einen Schwarm Funken in den Nachthimmel sprühen. Aufs Meer hinaus, wo die Lichter der Containerschiffe leuchteten wie die Gebäude einer Stadt.

„Christopher.“ Der Kapitän und der Belgier hatten sich ein wenig abseits unterhalten und winkten mich nun herüber.

Ich erhob mich. *Was sie wohl wollen?*

„Wir können verstehen, wenn du vielleicht was anderes vorhast. Aber möchtest du mit uns über den Pazifik segeln?“

WAS ANDERES VORHABEN?! IM LEBEN NICHT! „Natürlich!“, erwiderte ich aufgeregt und hatte dabei ein Lächeln im Gesicht, das von einem Ohr zum anderen reichte. Ich machte einen kleinen Freudenhüpfer. *Morgen ist es sieben Tage her, dass mir die Australier abgesagt haben. Und trotz aller Unsicherheiten IST es besser gekommen!*

24.03.2015

CREW AVAILABLE!

FOR: Pacific Crossing & prof. Linehandler

WHO?: Christopher Schacht
age: 21 nat.: German
motiv: Travelling since 1st of July 2013. I started in north Germany with a 50€ budget only. Working & travelling made it through Europe, the Atlantic and all over South America. Once around the world is planned and therefore Asia the next bigger stop.

What can I do (and did on boats)?:

- watches
- steering
- navigation
- cooking
- cleaning
- gardening (joke ☺)
- Computer (IT) • teaching ... and lots more

QUALIFICATIONS:

- ~3500nm (Atlantic crossing and Caribbean cruising included)
- fast learner, disciplined, tidy & clean
- no seasickness
- young & fit; I eat everything
- rescue license for swimming and first aid training

LANGUAGES:

- German (mother tongue)
- English (expert)
- Spanish (expert)
- Portuguese (good)
- Italian (it was good but is missing practice)

IDEA OF EXPENSES:

- board and lodge or paid position. Depending on the work todo.

THANK YOU FOR CONSIDERATION!

HOW TO CONTACT?:
I am a young, blond, very german looking guy, asking around in the Shelter Bay's marina. It is best to leave me a message under this notice with your contact details or dock-number.
my e-mail: christopher.schacht@gmail.com



3. Etappe: Pazifik und pazifische Inseln

Endlose Weiten, stinkige Äquatortaufe, Schweine als
Währung, kurioser Cargo-Kult am Krater des Vulkans

April 2015 – November 2015

Am Ostermontag berührten unsere Füße das letzte Mal festen Boden. Denn am Mittag desselben Tages hissten wir die Segel und steuerten ins Blaue. Hinaus auf den Pazifik, den größten und tiefsten Ozean unseres Planeten. Wenn man Leute danach fragt, haben die meisten den Eindruck, dass der Pazifik so in etwa ein Viertel des Erdumfangs misst. Tatsächlich umfasst er aber annähernd die Hälfte!

So kommt es, dass beispielsweise Japan tatsächlich näher an Deutschland liegt als an Panama. Das heißt anders ausgedrückt: Wer von Deutschland aus nach Japan reist, hat einen kürzeren Weg vor sich im Vergleich mit dem, der nun vor mir lag, „nur“, um zum Ufer des nächsten Kontinents zu gelangen.

Mein Herz schlug höher. Denn wenn es noch irgendwo Inseln geben sollte, deren Bewohner vom Rest der Welt so gut wie isoliert lebten, dann wohl hier!

An Bord begannen wir sofort damit, Drei-Stunden-Schichten einzuteilen. Zuerst waren der Kapitän und ich drei Stunden verantwortlich für die Segel und das Ruder. Dann würden wir von dem Belgier und dem Afrikaaner für ebenfalls drei Stunden abgelöst. So bekam jeder zwar nur höchstens drei Stunden Schlaf am Stück, aber man hatte zu jeder Zeit jemanden, mit dem man das Boot gemeinsam auf neue Wetterverhältnisse ausrichten konnte. Und für den Fall, dass einer über Bord fiel, war noch ein anderer da, um die Rettungsaktion einzuleiten.

Wobei die Überlebenschancen in so einer Situation finster aussehen würden. Laut Statistiken der amerikanischen Küstenwache USCG enden zwei von drei Mann-über-Bord-Fällen in einer unfreiwilligen Seebestattung. Ein Kapitän, unter dem ich gesegelt bin, hat es mal so ausgedrückt: „Auf meinem Boot gibt es nur eine einzige Regel: Keiner fällt über Bord!“ Dabei sterben nur die wenigsten bei Sturm, denn da achtet natürlich jeder sehr auf seine Sicherheit. Nein, die allermeisten Leute ertrinken bei ruhigem Wetter und am helllichten Tage. Wenn eben niemand damit rechnet. Egal, was einem weit draußen auf dem Ozean passiert, Hilfe erreicht einen dort nicht. Sogar Rettungshubschrauber schaffen mit ihrer Tankfüllung nur eine begrenzte Strecke, bevor sie wieder umkehren müssen. Außer in Küstennähe ist man auf sich allein gestellt. Eine Blinddarmentzündung oder eine tropische Krankheit, derer man sich auf dem Festland noch nicht bewusst war und die plötzlich ausbricht – solche Dinge können auf den Weltmeeren schnell das Ende bedeuten. Viele Segler lassen sich deswegen tatsächlich den Blinddarm vorsorglich entfernen. Ich habe meinen behalten. Das mag eines Tages tödlich enden, aber keinen zu haben ebenso. Denn sicher ist: Das Leben endet tödlich. Immer.



Die freien Stunden unserer Überfahrt verbrachten wir im Schatten des Sonnensegels mit Schachspielen, Lesen oder tiefsinnigen Gesprächen. Einmal kam es zwischen dem Belgier und mir dabei zum Streit. Es war nur eine ein-

fache Meinungsverschiedenheit; nichts Ernstes. Trotzdem führte das für mich zu einer der wertvollsten Lektionen, die ich auf meiner Reise lernen durfte.

Denn als der Belgier sich in seiner Kajüte aufs Ohr gelegt hatte, wies mich unser Kapitän zurecht: „Lass so etwas Unnützes in Zukunft sein. Denk doch mal nach! Wie gut deine Argumente



sind, ist völlig egal. Wenn du nicht zuerst das Herz des anderen gewinnst, wirst du ihn nie überzeugen. Wenn du weiterkommen willst, dann musst du Diskussionen nicht nur mit dem Verstand führen. Sondern auch von Herz zu Herz.“

Mein Kapitän merkte, dass dies mich nachdenklich gestimmt hatte, und fügte hinzu: „Die meisten unserer Entscheidungen treffen wir nicht auf Basis unserer Vernunft, obwohl viele sich das einreden, sondern aufgrund unserer Gefühle. Deswegen machen Firmen auch keine Werbung mit langen Pro-und-Kontra-Listen, sondern mit glücklichen Gesichtern. Was das Herz nicht erreicht, bleibt nutzlose Theorie.“

Er schaute mir ernst in die Augen. „Wir haben dich nicht mitgenommen, weil wir noch unbedingt einen extra Mann brauchten, weißt du? Drei Leute hätten ausgereicht. Aber ich wollte dich dabei haben, weil du etwas Neues an dir hast. Etwas, das mich interessiert hat.“

„Wie meinst du das?“

„Du hast in Panama unter freiem Himmel gelebt und dreimal täglich Brötchen und Bananen gegessen. Die meisten deiner paar Klamotten sind abgetragen und aus zweiter Hand. Seit bald zwei Jahren hast du deine Familie nicht gesehen. Und von deinen Zielen bist du noch immer weit entfernt.“

Ich schmunzelte. *Hört sich an, als wollte er sagen: Dein Leben ist bemitleidenswert.*

„Aber trotzdem bist du immer gut gelaunt und mit dir selbst im Frieden. Man hat den Eindruck, als gäbe es für dich keine echten Sorgen. Du weißt, wer du bist, wo du herkommst und wo du hinwillst ...“ Er zögerte. „Diese Gewissheit fehlt mir.“

„Ich glaube, du überschätzt mich ein wenig ... was aber stimmt, ist, dass meine Sorgen und Probleme kleiner aussehen, wenn ich daran denke, dass dieses Leben nicht alles ist. Und wenn ich mir dann noch bewusst mache, wie gut es mir eigentlich geht, habe ich das Gefühl, dass das Problem schon zur Hälfte gelöst ist.“





Zwei Tage später erreichten wir bei knapp 85° West den Punkt, an dem 0° Nord zu 0° Süd wird. Den Äquator. Den Gürtel der Welt.

Es war früher Vormittag, der Himmel klar und die Brise hatte aufgefrischt. Unser Boot schnitt weich durch die Wellen. In drei Worten: Es war traumhaft!

Für den jungen Afrikaner und mich war es das erste Mal, dass wir über diesen Breitengrad segelten. Nach Seemannstradition erwartete uns demnach eine Äquatortaufe. Eine kleine Foltermaßnahme, die das Aufnahme-ritual in den Kreis erfahrenerer Seeleute darstellt. Seit längerer Zeit schon hatten der Kapitän und der Belgier darüber gewitzelt, was uns dabei alles Schlimmes passieren könnte. Vielleicht bekämen wir einen neuen Haar-Verschnitt? Ein Piercing an unangenehmer Stelle? Müssten wir Toilettenwasser trinken? Ja, diese Überlegungen machten ihnen sichtlich Spaß!

Sobald unser GPS anzeigte, dass wir den Äquator überquert hatten, schlugen unser Kapitän und der Belgier sich lachend ins Fäustchen. Dann bereiteten sie sich im Bootsinneren vor, um einige Minuten später wieder an Deck zu klettern. Der Belgier hatte eine Schwimmbrille aufgesetzt, sich ein langes, kräftiges Seil über den nackten Oberkörper geworfen und trug einen Eimer mit verschiedenen Folter-Utensilien darin. Ihm folgte der Kapitän, der sich ein weißes Bettlaken wie eine griechische Toga um Taille und Schulter geschlungen hatte. Seine finster dreinblickenden Augen umrahmte eine schwarze Tauchermaske, neben der der zugehörige Schnorchel baumelte.

„AUF DAS VORDECK MIT DEN WICHTEN!“, brüllte er.

Der Belgier schubste uns unsanft in Richtung Bug. Wie es ihnen gelang, dabei so ernst zu bleiben, war erstaunlich! Der Belgier ließ den Strick von seiner Schulter gleiten und zurrte uns am inneren Vorstag fest.

„WER SIND DIE EINDRINGLINGE?!“, brüllte unser Kapitän weiter und nahm seinen imaginären Thron auf dem Beiboot uns gegenüber ein.

„Neue Anwärter, oh allererhabenster Neptun“, stellte der Belgier uns vor.

„ICH BRAUCHE NIEMANDEN MEHR! WIR HABEN GENUG!“

„Euer Exzellenz urteilt recht! Doch seht: Aus fernen Landen kommen sie, nur um Euch zu dienen, oh mächtiger Neptun. Wir haben hier einen aus Südafrika.“

„AFRIKA? DAS LAND MIT DEN ZEBRAS? ICH WOLLTE SCHON IMMER MAL EIN ZEBRA HABEN! ABER WO HABEN DIESE BEIDEN IHRE STREIFEN?!“

„Die Streifen? Ach ja, Herr ... Die Streifen! Sofort, oh allerbarmender Neptun!“ Der Belgier griff in den Eimer und holte eine Spraydose hervor. Er schüttelte sie kurz und sprühte uns dann von unten bis oben dicke, weiße Striche auf die nackte Haut. Wegen der Hitze trugen wir ohnehin nur kurze Hosen.

„WAS FÜR HÄSSLICHE ZEBRAS!“, gluckste Neptun. „VIEL ZU MICKRIG! IHNEN FEHLT DAS FEUER!“

„Aye-Aye! FEUER, oh Gewaltiger!“ Die Hand des Belgiers verschwand abermals im Eimer und brachte zwei Mohrrüben und eine Flasche extra scharfe Chilisoße hervor. Er schmierte genug Soße für mindestens 10 Portionen auf die Möhren und drückte uns die triefenden Teile in den Mund.

Kann man von scharfem Essen Feuer spucken? Wenn ja, hätten wir es in dem Moment wohl getan! Unsere Köpfe liefen hochrot an, unsere Augen tränten und unsere Nasen liefen um die Wette.

„HAHAHA! ECHT SÜSS, DIE ZWEI!“

„Süß? Jawohl, oh Herr der Fische ... und Zebras!“ Nun schraubte der Belgier eine Flasche Ahornsirup auf und goss sie über uns.

„KÖSTLICH! HABEN WIR NOCH MEHR?“

„Sofort, oh Herrlichster aller Herrlichen!“, bestätigte er und quetschte über jedem von uns noch eine Tube Tomatenmark aus.

„WAS FÜR EINE FEIER! MAN ÖFFNE UNSEREN BESTEN JAHRGANG!“

„Selbstverständlich, oh ewiger Neptun!“ Der Belgier zog eine Wasserspritzpistole mit Rotwein auf und spritzte ihn uns ins Gesicht.

„UND BRICH ÜBER IHN DAS ZEICHEN MEINER MACHT!“



„Mit Freuden, oh Mächtigster aller Mächtigen!“ Damit klatschte der Belgier uns je ein rohes Ei auf den Kopf.

„NUR NOCH EINS FEHLT! DER GERUCH DES MEERES!“

„Sehr gut, Duftendster aller Duftenden!“ Der Belgier öffnete eine Dose Sardinen und legte uns die öligen Fische auf die Schultern und Köpfe.

„SIEH AN! ECHTE ZEBRAFISCHE! NUN SIND SIE TEIL MEINES REICHES! MAN LASSE SIE HINEIN!“

Sie banden uns los. Mit anderen Worten hieß das, dass wir uns jetzt säubern durften. Wir rochen echt übel! Und es brauchte mehr als eine halbe Stunde festes Schrubben, um wieder einigermaßen ansehnlich zu werden. Aber die Erinnerung war es wert!

April 2015

Es war ein leicht bewölkter, aber dennoch heißer Nachmittag. Wir passierten die Galapagos-Inseln, und wie außerhalb der Hurrikan-Saison in der Äquatornähe zu erwarten war, hatten wir wenig Wind. Das Boot schaukelte langsam hin und her und die Wellen plätscherten in einem niemals endenden Rhythmus gegen den Bug.

Die Inseln, die Charles Darwin zur seiner Evolutionstheorie inspiriert hatten, konnten wir nicht sehen. Dafür erblickten wir seit fast einer Woche zum ersten Mal wieder ein anderes Boot, das sich als kleiner grauer Fleck am Horizont bemerkbar gemacht hatte.

„Tenemos pescado para regalar!“, rauschte es plötzlich auf Spanisch aus dem Funkgerät, vor dem der Belgier stand.

„English, please!“, versuchte er dem Mann am anderen Ende klarzumachen, dass er ihn nicht verstand. Aber da war ich schon aufgesprungen und nahm meinem erleichterten Segelkameraden das Mikrofon ab.

„Können Sie das bitte wiederholen?“, bat ich das Gegenüber in seiner Muttersprache.

Wie sich herausstellte, war es ein Fischkutter aus Ecuador, der einen sehr guten Fang gemacht hatte und uns daran teilhaben lassen wollte. Er listete mir eine Reihe von Fischarten zur Auswahl auf, als wäre dies die Bestell-Hot-

line eines Pizzaservices. Oder eben eines Fischservices. Von den Fischen erkannte ich auf Spanisch aber nur den Thunfisch.

„Das klingt super!“, gab ich unsere Lieferung in Auftrag und nahm die Anweisung entgegen, sie an unserem Heck zu erwarten. Rasch hängte ich das Mikrofon ein und eilte zu den anderen auf das Deck.

Gute Güte, die sind ja schon da! Nur einen Steinwurf hinter uns hob und senkte sich mit lautem Plätschern der Bug eines bulligen Fischerbootes, das mindestens doppelt so breit war wie das unsere und auch etwa vier Mal höher aus dem Wasser ragte. Der Stahl des Kutters war mit frischer weißer Farbe gestrichen, und dunkler Rauch wirbelte hinter dem Kahn auf, wann immer der Steuermann die Drehzahl in die Höhe jagte, um noch ein wenig näher zu uns aufzuschließen.

„Passt auf den Abstand auf!“, warnte uns unser Kapitän. „Der Stahl von deren Rumpf und unser Fiberglas vertragen sich nicht.“

Um manövrierfähiger zu werden, holten wir die Segel ein und gingen auf Maschinenantrieb über. Der Kahn kam noch dichter an uns heran.

„Wenn die wollten, dann könnten die einfach unser Boot klauen und uns über Bord werfen“, gab ich zu bedenken.

Zwar gibt es im nördlichen Teil Südamerikas tatsächlich organisierte Piraten der Neuzeit. Aber die meisten Berichte von gekaperten Schiffen erzählen von armen Fischern, die einfach eine Gelegenheit genutzt haben. Wir musterten die acht oder neun Latinos, die sich an der Spitze des Kutters drängten. Die meisten von ihnen waren in den Zwanzigern und trugen gewöhnliche Unterhemden und kurze Hosen.

„Das habe ich auch gerade überlegt“, bestätigte der Belgier. „Aber jetzt wäre es eh zu spät.“

„FANGT!“, brüllte uns einer der Fischer über den Lärm des Dieselmotors hinweg zu, und auf eine Entfernung von etwa 15 Metern schleuderte er uns eine Leine zu, die der Afrikaaner und ich mit den Händen sicherten. *Immerhin ist kein Enterhaken dran!*

Nun befestigten die Matrosen an dem Strick zwischen uns einen schwarzen Müllsack. „EINHOLEN!“, gaben sie uns Anweisung, und gemeinsam seilten wir den Sack über das Wasser hinweg zu uns herüber. Die Leine schwang wild hin und her. Vor meinem inneren Auge sah ich das Plastik bereits reißen und dessen Inhalt ins Meer stürzen.

Aber es hielt. Sobald der Sack unsere Reling erreicht hatte, hieften wir ihn in das Cockpit, machten den Knoten auf und gaben die Leine sofort wieder frei.

„Mal sehen, ob sie ihre Küchenabfälle an uns losgeworden sind“, scherzte unser Kapitän.

Aber als wir das Plastik mit einem Messer aufschlitzten, fanden wir darin ein glänzendes Prachtexemplar von einem fangfrischen Thunfisch. Und als Dreingabe noch den über einen halben Meter langen und schon fertig ausgenommenen Rumpf eines Kurzflossen-Makohais. Noch immer war ich erstaunt, wie der Sack dieses Gewicht hatte tragen können.

Von wegen Piraten! In europäischen Preisen aufgewogen hatte dieses Geschenk einen Gesamtwert von mehreren hundert Euro! Entsprechend groß war auch unsere Begeisterung.



„Es gibt Sushi, bis es euch zu den Ohren rauskommt!“, kündigte der Kapitän mit einer gespielt grimmigen Miene an und alle lachten.

Die Besatzung des Kutters aus Ecuador pfiff und winkte uns Lebewohl, während wir ihnen unseren Dank hinüberbrüllten. Dann drehten sie bei. Über Funk plauschte ich noch eine geraume Weile mit unseren Wohltätern, während die anderen alles Ent-

behrliche aus unserem Eisfach schmissen, um Platz für die frische Feinkost zu machen. *Was für eine großartige Aktion!* Die Fischer hatten einen riesigen Umweg und viel Aufwand auf sich genommen, nur um uns eine Freude zu machen!

„Du hast den heutigen Tag noch nicht gelebt, bis du nicht etwas für jemanden getan hast, der es dir niemals zurückzahlen kann“, erinnerte ich mich an ein Zitat des englischen Schriftstellers John Bunyan, der vor fast 400 Jahren mit „Die Pilgerreise“ eines der bekanntesten Werke der Weltliteratur verfasst hatte. Um solche einfachen Wahrheiten zu befolgen, muss man

weder belesen noch reich sein. Das hatten die Fischer bewiesen. Man muss einfach anfangen, es zu tun.



Hinter den Galapagos-Inseln erfasste uns endlich der Süd-Ost-Passatwind und wehte uns auf einem Raumwindkurs Tag um Tag weiter auf das offene Meer hinaus. Nach zwei Wochen schnippelten wir das letzte frische Obst und Gemüse ins Essen. Von da an gab es auf unserem Menüplan dann nur noch trocken gelagertes Essen wie Reis und Nudeln mit Konserven.

Um Trinkwasser zu sparen, kochten wir immer zu fast einem Drittel mit Meerwasser und ließen dafür das Salz aus dem Streuer komplett weg. Auch für den Abwasch nutzten wir Salzwasser. Und so kam es, dass ich eines Morgens den Teekessel auf der Herdplatte erhitzte, um mir eine heiße Schokolade zuzubereiten. Als ich dann aber die Lippen an den verführerisch duftenden Becher Kakao legte und genüsslich schlürfte, erlebte ich eine widerliche Überraschung. Meine Augenbrauen fuhren steil nach oben und dann wieder abwärts, als ich vor Übelkeit und Ekel mein Gesicht verzog und die Brühe ausspieh. *Pfui Spinne!* Wie ich später erfuhr, war der Kessel über Nacht in das salzige Spülwasser gefallen, und irgendjemand hatte ihn zurück auf den Herd gestellt und dann dort vergessen ... bis ich ihn gefunden hatte!

So witzig solche Begebenheiten im Nachhinein auch sind, muss man im Affekt aufpassen, dafür niemandem zu grollen. Denn fast jeder ertappt sich nach so einer langen Zeit auf engstem Raum mit anderen Menschen und starkem Schlafmangel bei Gedanken wie: *Das hat der doch mit Absicht gemacht!*

Tatsächlich entstammen solche paranoiden Überlegungen aber einer milden Variante von Lagerkoller. Das gehört bei langen Segelfahrten schlichtweg dazu, und wenn man damit rechnet, bleibt der Frieden bewahrt. Generell habe ich es als sehr befreiend erlebt, „im Zweifel für den Angeklagten“ zu sein. Wenn man etwas nicht ganz sicher weiß, sollte man einfach das Beste vom anderen annehmen. Klar, dabei kann man enttäuscht und manchmal sogar verletzt werden. Aber ich finde es trotzdem besser, dreimal jemanden positiver einzuschätzen, als derjenige vielleicht wirklich ist, als einmal jemandem Unrecht zu tun. Das nützt nicht nur dem anderen, sondern auch

einem selbst. Denn wer von anderen Gutes annimmt, wird auch gut angenommen. Die Erwartungshaltung, dass jemand etwas Gutes tun wird, kann sogar das Gute in anderen hervorrufen. Und eine schlechte Erwartungshaltung andersherum das Schlechte.

Mai 2015

Nach 31 Tagen auf dem Ozean schälten sich bei Morgengrauen die Berge von Hiva Oa aus dem Schwarz der Nacht. Hiva Oa ist eine der Marquesas-Inseln, die zu Französisch-Polynesien gehören und auf denen Kriegerstämme leben.

Was uns so weit weg von jeder Zivilisation wohl erwarten würde? Wilde mit Pfeil und Bogen? Bunt bemalte Stammeshäuptlinge? Eingeborene mit Holzpflocken als Piercings, Lendenschurz und Tattoos?



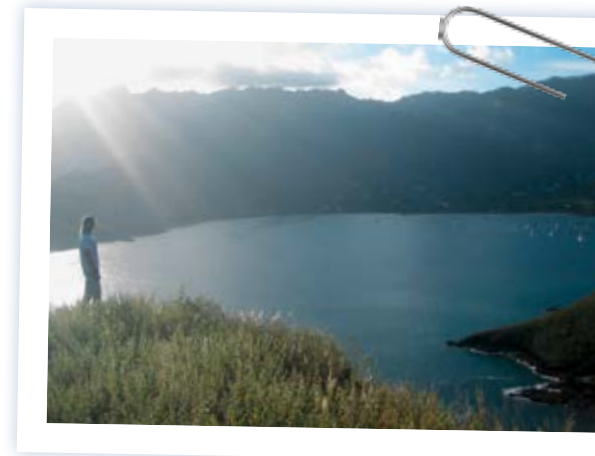
All das findet man auf den pazifischen Inseln, aber nicht in Französisch-Polynesien. Bis auf die Tattoos. Und trotz aller Freude darüber, endlich wieder Land zu erreichen, ertappte ich mich bei einem leichten Gefühl der Enttäuschung, als wir in die Bucht einliefen. Hiva Oa war schon längst nicht mehr so naturbelassen und traditionell, wie ich es mir nach meinen Recherchen vorgestellt hatte.

Früher einmal säumten nur die primitiven Hütten der Kannibalen die Berghänge. Tatsächlich sind von vielen der ersten Missionare nur die angebissenen Schuhe übriggeblieben. Probieren geht über Studieren. Frühe Quellen beschreiben, dass die Polynesier ihre Feinde auf Pfähle gespießt und geröstet oder in Bananen- und Brotbaumblättern in Feuergruben gebacken haben. Entweder als Zeichen ihres Triumphes – oder vielleicht auch einfach, weil es gut schmeckte.

Jetzt rollten an den Berghängen moderne SUVs und Pick-ups über die asphaltierten Straßen. Behausungen aus Pfählen und Blättern suchte man vergeblich. Und anstelle von präparierten Schädeln und Kriegskeulen zierten Strom-, Wasser- und Fernsehanschlüsse die modernen Häuser.

Die ersten Entdecker berichteten von Menschenopfern, Fruchtbarkeitsriten und Stammeskriegen. Bei unserem ersten Landgang entdeckten wir eine Bank, ein Krankenhaus, eine Polizeistation und weitere Einrichtungen, wie man sie von einer modernen Gesellschaft erwartet. Anstatt mit Kanus die Nachbarinseln zu plündern, reisen junge Leute nun mit dem Flugzeug zum Studieren nach Tahiti, der Hauptinsel der insgesamt 118 Inseln, die Französisch-Polynesien bilden. Und einige schaffen es sogar nach Paris. Ja, Paris. Denn Französisch-Polynesien gehört offiziell zu Frankreich, weswegen der Belgier und ich von den Immigrationsbehörden nicht einmal eingestempelt werden mussten. Obgleich Europa am anderen Ende der Welt liegt.

Französisch-Polynesien konnte seinen beinahe westlichen Lebensstandard nur durch Frankreichs finanzielle Unterstützung erreichen. Die Polynesier verdienen ihren Lebensunterhalt mit Landwirtschaft, Tourismus und Perlenhandel, was dafür nicht ausreichen würde. Aber ihre Kultur ist deswegen keineswegs hinterwäldlerisch – trotz des Kannibalismus, der hier einst herrschte. Schon vor über 700 Jahren, lange bevor Kolumbus mit viel Glück seinen Weg nach Amerika fand, pflegten die polynesischen Völker ein Handelsnetz im gesamten Pazifikraum und legten Distanzen von über 2.000 Kilometern mit ihren Booten zurück. Ohne die winzigen Inseln, die sie ansteuerten, nach wochenlanger Fahrt zu verfehlen. Unter dem Einfluss von Strömungen und wechselnden Winden und obwohl sie weder Kompass noch Sextanten hatten und erst recht kein GPS. Eine Abweichung von nur 2°, und sie wären am Ziel vorbei auf das offene Meer und in den sicheren Tod gesegelt.



Zum Vergleich: Das ist in etwa so, als wollte man von Berlin nach Ankara reisen. Aber ohne Straßen, ohne Karten, ohne Schilder, ohne Navi und ohne unterwegs jemanden nach dem Weg fragen zu können. Und noch nicht mal mit Bergen, an denen man sich orientieren könnte: „Schau, der sieht aus wie eine schlafende Ente!“, Wäldern oder sonstigen offensichtlichen Landmarken. Ich weiß ja nicht, wie das bei anderen ist, aber ich verlaufe mich schon bei IKEA ... trotz der Schilder!

Alles, was die Polynesier für die Navigation benutzt haben, waren Strömungen, Wellen, Sterne, die Luft und der Flug der Vögel. Und statt anhand von nautischen Karten merkten sie sich die Wege mit Hilfe von Liedern und Geschichten.

Es gibt mehrere Kulturen im Pazifik, die Gesänge als Orientierungshilfe verwendet haben. Ein anderes bekannteres Beispiel für diese Kunst sind die Traumpfade der Aborigines, auf denen die australischen Ureinwohner teils Hunderte von Kilometern durch die karge Steppe wanderten. Traumpfade sind keine sichtbaren Wege, sondern Bänder aus Gesang, die sich über das wilde Land hinweg spannen. Das Faszinierende dabei ist, dass der Text der Lieder nur eine untergeordnete Rolle spielt. Das Entscheidende sind der Rhythmus und die Stimmlage. Achtet man beim Laufen auf die Geräusche der Umgebung und beobachtet die Landschaft aufmerksam, so erkennt man das Lied wieder, das man auf dem Traumpfad singt. Und man findet damit nicht nur sein Ziel, sondern unterwegs auch Wasserstellen, Unterschlupf und alles Weitere, was man für die Reise benötigt. Irre!



Neben ihren außergewöhnlichen Fähigkeiten in der Navigation sind die Polynesier vor allem für ihre Tätowierungen bekannt. Auf den Marquesas-Inseln zieren diese Kunstwerke häufig den gesamten Körper. Die Urheber dieses Handwerks sind sie entgegen landläufiger Meinung aber nicht. Schon Ötzi, die 5.000 Jahre alte Mumie aus den Alpen, hatte Tätowierungen.

Dennoch sind die Bewohner der Marquesas-Inseln Meister in dieser Kunst. Weil sie früher keine Schrift hatten, berichteten die feinen Muster auf ihrem Körper von ihrer Herkunft, ihren Erfolgen, ihrem Familienstand und ihrem Status. Außerdem sollen die Verzierungen spirituelle Kräfte frei-

setzen. Als Instrumente benutzten die Tätowierer eine Art Kämmen, die sie aus Tierzähnen zurechtgefeilt hatten. Das tat wohl mindestens so bestialisch weh, wie es aussah, und die Wunden entzündeten sich natürlich aufs Übelste, weil die Werkzeuge nicht steril waren. In der Regel brauchten die Wunden ein ganzes Jahr, um abzuheilen. Manche Menschen wurden von den Infektionen aber auch schon vorher hinweggerafft. Schmerzen und Risiken, die jeder Mann auf sich nehmen musste. In geringerem Maße auch Frauen.

Das Tätowieren gehörte in Polynesien zum Arbeitsgebiet der Priester, die sich durch jahrelanges Training, präzise ausgeführte Rituale und streng eingehaltene Tabus auf diese Aufgabe vorbereiteten. Das Wort „Tabu“ stammt übrigens aus dem polynesischen Sprachraum und heißt interessanterweise sowohl „verboten“ als auch „heilig“.

Mai 2015

Nach einer Woche auf den Marquesas segelten wir weiter zu den Atollen des Tuamotu-Archipels. Atolle sind donutförmige Inseln, in deren Mitte sich eine Lagune befindet. Sie entstanden aus Korallenriffen und liegen daher nur wenige Meter über dem Meeresspiegel. Zudem sind sie meist nur wenige hundert Meter breit.



Für mehr Wertschätzung.



Tim Niedernolte
Wunderwaffe Wertschätzung
Vom großen Glück einer
einfachen Lebenshaltung
Gebunden · Schutzumschlag
208 Seiten · € 18,-
Durchgehend farbig, mit vielen Fotos
ISBN 978-3-86334-181-7

Shitstorms und Mobbing, fehlende Anerkennung und vernichtende Kommentare sind ein viel zu großer Teil unseres Alltags – und das nicht nur im Social Media-Bereich. Um diesen negativen Trend aufzuhalten, greift ZDF-Moderator Tim Niedernolte zu einem positiven Gegenmittel: der Wunderwaffe Wertschätzung.

Gehen Sie mit Tim Niedernolte auf die Reise und lernen Sie andere Wertschätzer wie *Dunja Hayali*, *Christian Rach* und *Marcell Jansen* kennen. Vermutlich werden Sie unterwegs selbst auch einer und erfahren das große Glück einer einfachen Lebenshaltung.

Leseprobe unter www.adeo-verlag.de

Erhältlich im Buchhandel oder unter www.adeo-verlag.de



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung ist daher ausgeschlossen.

Der Verlag hat sich bemüht, die Inhaber aller Rechte ausfindig zu machen; dies ist leider nicht in allen Fällen gelungen. Sollte dem Verlag gegenüber dennoch der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird diese selbstverständlich in branchenüblicher Weise abgegolten.

© 2018 adeo Verlag
in der Gerth Medien GmbH, Dillerberg 1, 35614 Asslar

Fotos: Christopher Schacht / S. 56-58: Felipe Monteiro Vazami / S. 77, 80-81, 88: Wilfried Texier
S. 38, 39, 62, 93, 96, 189, 228, 241, 300: shutterstock / S. 156: Michal Knitl / shutterstock
S. 200: IOFIT / S. 283: Micha Bührle / S. 298: Jörg Steinmetz

1. Auflage Mai 2018
Bestell-Nr. 835209
ISBN 978-3-86334-209-8

Umschlaggestaltung: spoon design, Olaf Johansson
Umschlagmotiv: Lou Fox, Werner Müller-Schell / shutterstock
Satz: Mareike Schaaf
Druck und Verarbeitung: Friedrich Pustet GmbH & Co KG, Regensburg
Printed in Germany

www.adeo-verlag.de